

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 8

August 1931

Jahrgang VIII

Der anstrengendste Tag meines Lebens

Von Hettie Dyhrenfurth

Wir geben hier einen Brief der Gattin von Prof. Günther Dyhrenfurth — beide stammen aus Schlesien — wieder. Er entstammt der gemeinsam unternommenen Expedition auf den Himalaja und ist dem soeben erschienenen Buchlein entnommen, das Frau Dyhrenfurth unter dem Titel „Memsahb im Himalaja“ im Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H., Leipzig erscheinen ließ.

Liebe Kinder!

Khunza, den 22. April.

Der 20. war wohl der anstrengendste Tag meines Lebens (ausgenommen die Tage, an denen Ihr geboren wurdet, und meine Operationen). Wir brachen ganz zeitig auf, ich ging von vornherein sehr langsam, weil ich mir schon dachte, was für ein Vergnügen mir bevorstand — zunächst vier Stunden lang ganz steil in die Höhe, von 4200 Meter an jeder Schritt eine Qual. Dann zwei Stunden lang immer rauf und runter; ich hatte das Gefühl, über siebzehn Pässe gegangen zu sein, es sollen aber nur drei gewesen sein. Dann endlich verkündete Bara Sahb (so wird Papa von den Trägern genannt; es heißt: der große Herr, der Kommandant), nun ginge es abwärts, dem neuen Zeltplatz zu. Große Freude allerseits; denn auch für die Kulis war es eine Mordsschinderei gewesen, dauernd auf und ab im Schnee zu stampfen! Also los, hinunter! Der erste Schritt ging noch, aber dann brach man ein, knietief, bauchtief. Mühsam rappelte man sich wieder auf; mit todmüden Beinen setzte man vorsichtig einen Fuß vor den anderen, doch beim dritten Schritt spätestens versank man wieder in einem förmlichen Schneemorast. Manchmal war ich so fest im Schnee eingeklemmt, daß mich die Kulis förmlich ausgraben mußten. Und erst die armen Kerle selbst mit ihren schweren Lasten! Oft mußten wir sie richtig herausheben. Dazu Schneetreiben. Es bedurfte wirklich aller Energie, um das stundenlang auszuhalten. Als ich ganz mutlos war, sagte mir der Sirdar (Trägerobmann) Nursang, er hätte noch nie eine so starke Memsahb — so nennt der Eingeborene in Indien die weiße Frau — gesehen. Ich sei die erste, die über diese Pässe käme. Dieser Coué - Versuch wirkte Wunder, und mit frischen Kräften ging's dem Lager zu. Bei eisigem Regen standen wir klappernd vor Kälte im Lager herum, bis endlich unsere Orderlies (die persönlichen Träger) kamen. Rührend sind diese Leute. Obwohl sie selber doch müde und naß waren, machten sie erst eifrigst unsere Zelte zurecht, unsere persönlichen Diener zogen uns die Schuhe und nassen Strümpfe aus und brachten bald heißen Tee zur Erwärmung.

Am 21. mittags kamen wir nach bequemem Tagemarsch bergab in Khunza an. Diese Seligkeit von uns, endlich mal wieder im Tal, in der Wärme zu sein! Es ist ein großes Dorf, entzückend in einer breiten Talsohle gelegen, Berge ringsum. Und die Freude, als Bara Sahb verkündete, wir machten einen Rasttag! Die Honoratioren des Dorfes brachten uns Kartoffeln als Gastgeschenk und betrachteten mich staunend von allen Seiten. Noch nie hatten sie eine weiße Frau gesehen und seit Freshfields Expedition, also seit dreißig Jahren, auch keinen weißen Mann. Die größte Sensation waren Schreibmaschine und Grammophon; die Gesichter der Leute waren einfach unbezahlbar. Natürlich wurde gefilmt. Heut gingen wir ins Dorf, um dem Gemeindeoberhaupt, das uns Lebensmittel und Träger verschaffen soll, eine Armbanduhr als Gastgeschenk zu überreichen. Diese feierliche Szene sollte gefilmt werden, und ich zog mir sogar einen Rock an, um einen möglichst guten Eindruck zu machen. Statt dessen erlebten wir einen höchst dramatischen Auftritt: der gute „Bürgermeister“ hatte zwar seit drei Wochen den Befehl des Maharaja, Lebensmittel zu besorgen, hatte aber noch keinen Finger gerührt. Er wurde daher von dem in Tseram dazugekommenen Subardar (einer Art Polizeidirektor) gefesselt und wie im Mittelalter um einen Stab krumm geschlossen. Es sah scheußlich aus, und die Überreichung der Uhr wäre in diesem Augenblick entschieden deplaciert gewesen. Nach stundenlangen Verhandlungen wurde er freigelassen, muß aber bis abends alles schaffen. Morgen geht es dann in drei leichtseinsollenden (ich bin etwas mißtrauisch geworden!) Tagemärschen zum Standlager. Wenn wir nur erst dort wären! Ich kann auch unterwegs so gar nichts leisten. Es hängt ja immer alles davon ab, ob die Kulis mit den Küchensachen pünktlich zum Lager kommen. Koch Tenchodar kocht recht gut, nur darf man ihm dabei nicht zusehen. Die Angewohnheit aller Leute hier, sich die Nase mit der Hand zu putzen, läßt der Phantasie beim Kochen größten Spielraum, um so mehr, als Tenchodar mir auf meinen Vorschlag, sich doch mal die Hände zu waschen, erwiderte: „Das nützt gar nichts, man wird doch gleich wieder schmutzig.“ Aber daran gewöhnt man sich ja wirklich, auch daran, daß ich heute seit dem 13. April, seit Sikkim) mich das erste Mal wieder richtig waschen konnte. In der Kälte ist man froh, sich nur die Hände ein bißchen mit heißem Wasser abspülen zu können. Heut früh war es aber wärmer, ich hatte schön Zeit, ließ mir alle Sachen aus dem Zelt räumen und hab mich drinnen in meinem kleinen Spucknapf-Waschbecken gründlichst gewaschen. Eine ständig wiederkehrende holde Beschäftigung ist, in Bara Sahbs Sachen Ordnung zu machen. Er kann für diesen Wirrwarr freilich nichts dafür, aber die Träger haben eine direkte Manie, selbst Ordnung zu machen, wenn man ihnen nur einen Augenblick den Rücken kehrt. Es macht ihnen Spaß, alles durcheinanderzubringen. Sie stecken nicht nur Papas Wäsche, alpine Ausrüstung und photographische Sachen wahllos durcheinander, nein, sie jonglieren auch mit meinen Sachen dazwischen, bis man schließlich nichts mehr finden kann. Ein Hauptvergnügen für Kippa, meinen siebzehnjährigen persönlichen Diener, ist es, meine buntseidene Wäsche auszubreiten und zu ordnen.



1. Umbau eines Mietshauses in ein Bürohaus. Breslau (1923)

Bauten von M. Hadda **Von Franz Landsberger**

In der Berliner Ausstellung von Hans Poelzig und seiner Schule zu Beginn dieses Jahres wurde man auch auf Moritz Hadda aufmerksam, einen heute vierzigjährigen Architekten, der, in Cosel geboren, an der Breslauer Akademie seine Lehre empfangen hat. Noch heute, wie bei allen Schülern von Poelzig, strahlen seine Augen, wenn er von dieser Lehrzeit berichten kann, von der hinreißenden Persönlichkeit dieses Künstlers und besten Lehrers seiner Anstalt, dessen große Gabe es war, auch in anderen den Mut zur Persönlichkeit zu erwecken.

1923 trat Hadda mit dem Umbau eines Mietshauses in ein Bürohaus auf der Agnesstraße hervor (Abb. 1), einem etwas expressionistisch wirkenden Bau, dessen abgeschrägte Pfeiler und gezackte Dachsilhouette einen so interessanten Eindruck machen. Aber das treibende Motiv zu dieser Schrägstellung der Pfeiler war weniger ein formales, als ein zweckvoll bedingtes; es ermöglichte, die Lichtzufuhr der Büroräume zu steigern, und in der Tat sind in dieser verhältnismäßig engen Straße sehr helle Räume geschaffen worden.

So war für Hadda der Fortschritt der Baukunst zu einer betonteren Sachlichkeit eine ganz organisch verlaufende Entwicklung. In diesem Stile baute er 1928 auf der Frankfurter Straße am Boberplatze einen ausgedehnten Miethausblock (Abb. 2). Hier blieben die Wände in glatter Flächenbetonung erhalten, nur durch hervorgezogene Erker, die durch drei



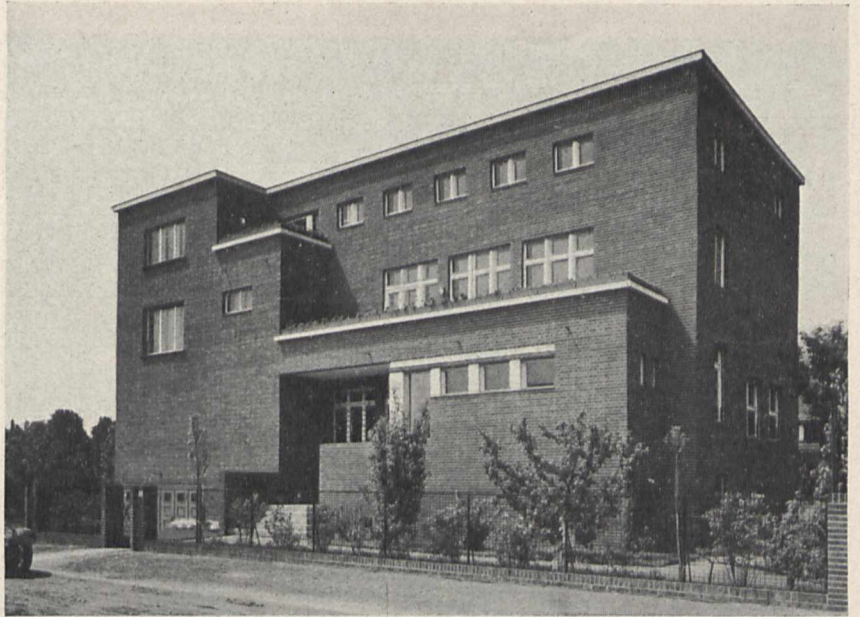
2. Mietshausblock
Frankfurter Str. 175—181
(1928)

Geschosse hindurchlaufen, zu größerer Plastik entwickelt. Keine Ornamentik oder vielmehr nur jene Art Ornamentik, die aus dem sicheren Verhältnis der Mauerdicke und der Fensteröffnungen oder aus dem Wechsel eines in Rohziegel gehaltenen Ladengeschosses zu den in Steingrau und Ocker gehaltenen oberen Geschossen besteht.

1929 fällt das Einfamilienhaus auf der „Wuwa“, 1930/31 das Haus von Dr. H. im Süden der Stadt, ein schlichter Ziegelbau, der seine Wirkungen gleichfalls auf die einfachste, aber eben doch so schwierige Weise gewinnt, nämlich durch die Auswägung der gelagerten und der aufsteigenden Teile, der geschlossenen und der durch Fenster geöffneten Fläche oder durch den koloristischen Zusammenklang des roten Backsteines und der weißen Simse. In der Straßenfront fällt der in der Silhouette gestufte Aufgang auf, der zum Schutz gegen Regen und Frost in den Baukörper selbst verlegt wurde (Abb. 3), an der Gartenfront der Vorbau, der das Speisezimmer und den daran anstoßenden Wintergarten enthält und mit breiter Tür zu einer Terrasse sich öffnet (Abb. 4 u. 5).

Soeben hat Hadda einen guten Modellentwurf geschaffen, der die Erweiterung und Umgestaltung der ehemaligen Schweidnitzer Torwache — des heutigen Café Torwache — zum Ziele hat (Abb. 6). Der eigentliche Baukörper bleibt bestehen, aber er erhält nach hinten eine Erweiterung und vor allem nach der Straße zu eine, den jetzigen Dachgarten ersetzende Terrasse, die im Halbrund vorkragt und von zwei dunklen Betonpfeilern getragen wird. Darauf ist ein zweites Geschoß aufgestockt, das, mit Glaswänden umgeben, auch bei schlechtem Wetter einen Aufenthaltsort mit dem Blick auf das Straßenleben gewährt. Dieser Oberteil ist, um die weiten Spannungen zu erzielen, ein Betonbau, der im Inneren von zwei Pfeilern gestützt wird.

**HAUS DR. H., BRESLAU
(1930/31)**



3. Straßenansicht



**4. Speisezimmer
mit Wintergarten**

Klettophoto



5. Gartenansicht



6. Geplanter Umbau
des Café Torwache

Modellentwurf

Da das alte Gebäude einen künstlerischen Wert nicht besitzt und da, wie sich oft gezeigt hat, eine moderne Gestaltung merkwürdig gut auch in eine alte Umgebung sich einfügt, so wird man alle städtebaulichen Bedenken gegen diesen Bau zurückstellen und im Gegenteil von ihm eine Bereicherung des Stadtbildes erwarten.

Die Freundschaft des Grafen Moritz Strachwitz mit Emanuel Geibel

Mit einem unbekanntem Bild und einem unveröffentlichten Brief
Von Oberbibliothekar Dr. Heinrich Schneider, Lübeck

In seinem schönen Buche „Die Frühvollendeten“ (1929) spricht Guido K. Brand auch von Moritz Graf Strachwitz, dem „Schlesier mit tiefverankerter Tradition eines Geschlechts, geboren im Riesengebirge, der seltsamsten Landschaft Deutschlands“. Als den Fünfundzwanzigjährigen nach einer berausenden Reise durch die Alpen und das Sonnenland Oberitaliens in Wien der Tod überwältigte, ging ein wahrhaft schöpferischer Mensch dahin, an dessen ungewöhnliche Balladenkunst bis heute über Fontane die Dichtungen eines Börries von Münchhausen anklingen. In dieses kurze Leben trat einmal ein Mann, den jetzt als Dichter fast keinerlei Anerkennung mehr würdigt, nachdem er einst den höchsten Dichterruhm genossen: der Lübecker Emanuel Geibel. Keine Literaturgeschichte versäumt die Beziehungen von Strachwitz zu Geibel zu erwähnen, ohne jedoch völlig über ihre Bedeutung Klarheit geben zu können. Wie stand es nun mit dieser Freundschaft? Was bot sie dem Dichter und dem Menschen Strachwitz?

Im Frühjahr 1844 hatte der 22jährige Graf Moritz Strachwitz seine juristischen Studien an der Universität Berlin zum Abschluß gebracht. Zur Vorbereitung auf die Auskultorprüfung kehrte er in sein geliebtes Schlesierland zurück, zunächst nach der kleinen Kreisstadt Grottkau, und dann Mitte Oktober nach bestandnem Examen auf den Familiensitz zu Peterwitz bei Frankenstein. Kurz vor seiner Abreise gegen Ostern 1844 aus der ihn stets beunruhigenden Großstadt Berlin war dort wohl unter den Mitgliedern des Dichtervereins „Tunnel“ die erste Begegnung mit dem 6½ Jahre älteren Emanuel Geibel erfolgt.

Wer die Poesie von Strachwitz in ihrer Grundstimmung kennt, die zuerst in den 1842 erschienenen „Liedern eines Erwachenden“ und dann in der nach seinem frühen Tode 1848 veröffentlichten Sammlung „Neue Gedichte“ hervortrat, begreift sogleich, was die beiden Dichter zueinander zog und miteinander verband. Beiden war die Dichtung „eine priesterliche und eine patriotische Kunst“. Damals, als sie sich kennen lernten, galt Geibel schon als Führer der Lyrikerzunft. Jetzt stellte sich Strachwitz ihm auch persönlich zur Seite.

Die Hochschätzung, die Strachwitz für die Persönlichkeit des Menschen und des Dichters Geibel hegte, entnahm man bisher nur aus der Tatsache, daß Geibel den neugewonnenen Freund noch im gleichen Jahr in Schlesien besuchte. Nachstehend kann zum erstenmal der Einladungsbrief mitgeteilt werden, der sich in dem jetzt in die Lübecker Stadtbibliothek übergegangenen Geibelnachlaß vorfand und der das hellste Licht auf die Freundschaft der beiden Männer wirft.

Noch von Grottkau schrieb Strachwitz Anfang August 1844 dem damals wieder einmal in seiner Vaterstadt Lübeck und am Ostseestrand weilenden Geibel. Wohl von dort aus hatte dieser sein an Ostern im Cotta-Verlag zu Stuttgart herausgekommenes Trauerspiel „König Roderich“ Strachwitz übersandt.

Lange hatte Geibel an diesem Drama gearbeitet, es jedoch bald nach der Veröffentlichung wieder als unreifen Jugendversuch verworfen. Trotzdem löste es bei dem schlesischen Freunde große Bewunderung aus. Strachwitz kannte den Stoff aus der Geschichte des letzten Westgotenkönigs recht gut nach der Darstellung des arabischen Geschichtsschreibers Abul Fedā in seinen „Moslemischen Annalen“, (5 Bde., hrsg. v. J. J. Reiske, Kopenhagen 1789—94) und aus dem großen sechsbändigen Geschichtswerk des Engländers Edward Gibbon, *History of the decline and fall of the Roman empire* (Basel 1776—88).

Und wie las er sich in das Drama ein! Unmittelbar schwebten die wohlklingenden Verse in ihm mit und drängten sich in sein Gedächtnis, wie etwa die Worte Roderichs im vierten Aufzug zweiten Auftritts (S. 133 der Ausgabe von 1844):

Laßt die Türme denn
Erheben des Geläuts metall'ne Stimmen,
Und unsern Jubel rufen in das Land;
Mit Rosen schmückt und blühendem Jasmin
Des Doms Portal, Arabiens Wohlgerüche
Laßt wie ein süßes Opfer unsers Danks
Aus goldgedieg'nen Weihrauchsfässern dampfen,
Und majestätisch durch die Wölbung fluthe

Der Orgel Ton, darauf der Siegeshymnus

Sich wiege, wie ein prächtig Schiff.“

So viel sei für das Verständnis des Einladungsbriefes vorausbemerkt. Sein Text lautet folgendermaßen:

Herzliebster Geibel!

Weiß Gott! ich muß Sie so anreden, denn mir wird so herzlich zu Muthe, wenn ich an Sie denke. Ich wünschte wohl Ihnen klar machen zu können, wie großen Dank ich Ihnen schuldig geworden bin; ohne daß Sie es wissen! Ich war, als ich Sie kennen lernte, ein trübseliger Gesell, denn Berlin hatte mir, wie vielen Anderen, den Liebesdienst erzeigt, meine jugendlichen Anschauungen gefälligst zu verwüsten und mich gleichsam poetisch zu entjungfern; ein großes persönliches Unglück, Unzufriedenheit über eigene Zerfahrenheit und das herbe Gefühl, Jahre lang kritisch zersetzend, verneinend und gottesläugnend zugebracht zu haben, wo ich kraft Jugend und Herzensfrische hätte schwärmen sollen. Alles das zusammen hatte mich zum blasé gemacht, und da war keine maienfrische, sonnige Seele, die mich bestrahlt und aufgethaut hätte. Da kamen Sie und an dem Abend, wo ich Sie das erstemal sprechen und deklamiren hörte, sprang mein Herz auf wie ein Granatapfel und der Wein schmeckte mir seit Langem wieder, wie er einem Dichter schmecken muß. Einen Tag darauf war ich schon weiter, denn ich freute mich mit Ihnen am lieben Sonnenschein, eine Freude, über die ich zwei Tage vorher mitleidig (als hinter mir liegend) gelächelt haben würde. Genug, ich bin wieder ein recht erträglicher Bursch geworden und tumm'le mich seelenvergnügt in dem blauen Strome der Jugend, wie ein Karpfen, der mit dem Schwanze schlägt.

Evviva Roderigo el rey! Das ist ein mannhaftes Stück Arbeit und melodisch wie:

Der Orgel Ton, darauf der Siegeshymnus

Sich wiege, wie ein prächtig Schiff.

Ich mag Ihnen keinen langen Brei darüber schreiben: daß es mir behagt und warum es mir behagt; denn das wäre langweilig und unverschämt, wie ein englischer Reisender in Italien oder eine deutsche Abhandlung; — nur fragen muß ich Sie, warum Sie den süßlichen und ungothischen Namen Florinde dem kräftigen: Caba vorgezogen haben, den Abul Feda und nach ihm Gibbon annimmt?

Ich bin Ihr Rhapsode oder auf provençalisch: Ihr Jongleur geworden; indem ich hier von chateau zu chateau ziehe und überall, wo eine hübsche Chatelaine ist, Ihr Minnelied recitare, wobei ich mich bemühe, Ihr eigentümliches, leidenschaftliches, tiefdunkles Pathos nachzuahmen. Dank meinem Gedächtnisse und dem Reichthum Schlesiens an schönen Frauen, ist das Lied schon so verbreitet, daß hundert Nelkenlippen sich öffnen, um das erhaben glühende: Es blüht! hervorzuhuchen.

Hat Ihnen Henckel meine „Romantik“ gegeben? Ich wünschte wohl, daß es Ihnen gefiele; Freiligraths sehr schöner und doch sehr garstiger Laufpaß: „Gruß Dir R“ hat mich dazu gestachelt. Ja, es blühe die Romantik, die Königin junger Herzen! Sie flaggt als samt'ne Sturmflagge über dem freien Scheitel des Jünglings und seegelt, ein stolzer Schwan, auf dem schwimmenden Auge der geliebten Frau!



Unveröffentlichte Zeichnung von Adelheid von Mühler im Besitz der Lübecker Stadtbibliothek

Was mich betrifft, so lebe ich hier unter der besten Gesellschaft, d. h. unter Büchern in einem kleinen Städtchen einer selbstgewählten Einsamkeit. Juristerei ist das tägliche Brot; deutsche Geschichte (ein Meer von Tragödien) der Wein. Nebenbei, wegen einer Krankheit meiner Kopfnerven ist mir auf Monate aller Wein verboten. Das thut mir sehr weh, denn mir ist der Wein etwas Heiliges, eine lebentriefende Naturkraft!

Wo bringen Sie den Herbst zu? Können Sie nicht einige Zeit für das Haus meines Vaters und einen neuen, aber warmen, Freund erübrigen. Ein dickes bethürmtes Templerschloß in einen grünen, klaren Weiher zwischen uralten Bäumen; ein treuherziger und ziemlich interessanter alter Herr nebst seinem Ihnen treu anhängenden Sohne warten auf Sie. Mitte September fällt mein Examen und es würde mir eine unbezahlbare Erholung sein, mit Ihnen in unserem schönen Gebirge den Rehbock zu jagen und auf grüngoldenem Moose gelagert mit Ihnen zu schwärmen, während das Horn zittert und das gestimmte Gebell der Bracken melodisch durch den Buchenwald irrt. — In Breslau weist Sie jeder nach: — Peterwitz bei Frankenstein — und die Hinreise ist jetzt so kurz durch Eisenbahn etc. etc. Ich mache Verse, aber immer noch sind: barbarische Erhabenheit und unmelodische Kraft — meine Sangnerven. Wann wird eine klärende Sänftigung ein-

treten? Noch heute ist mir das brünstige Wiehern eines Hengstes lieber als der Schlag der: Bülbül!*)

Gott sei mit Ihnen!

Behalten Sie lieb

Ihren

Moritz G. Strachwitz

Grottkau in Schlesien

3. August (1844).

Der Brief trägt, wie fast alle bisher bekanntgewordenen Briefe von Strachwitz, keine Jahreszahl, sondern ist von Geibel nachträglich mit der Zahl 44 versehen worden. Das in ihm weiter erwähnte „Minnelied“ steht am Schluß des vierten Buches von Geibels Jugendgedichten und enthält die dem Briefschreiber vorschwebenden Verse:

„Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüth,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlst nur: es blüht.“

Mit dem Hinweis auf sein Gedicht „An die Romantik“, das er dem Freund durch den gleichfalls dem Mitgliederkreis des Tunnels über der Spree angehörenden Assessor Graf Hermann Henckel von Donnersmarck übermittelt hatte, gab Strachwitz der Stimmung Ausdruck, die ihn beim Verlassen Berlins erfüllte. Es hat Aufnahme in die später veröffentlichten Neuen Gedichte gefunden und beginnt mit den Worten:

„So bin ich endlich dir entronnen,
Stadt der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderstehliche Musik.
Fahr' hin, du Lärm der Zeitungsblätter,
Der widerwärtig gellend schallt,
Mir ist, als hör' ich Horngeschmetter
Aus einem fernen Buchenwald!“

Freiligraths „sehr schöner, aber doch sehr garstiger Laufpaß“ an die Romantik gehört zu den 1844 unter dem Gesamttitel „Ein Glaubensbekenntnis“ herausgegebenen Zeitgedichten mit der Überschrift „Ein Flecken am Rhein, Gruß Dir, Romantik“. Der Dichter hatte die Strophen zuerst im Cottaschen Morgenblatt Nr. 235, Oktober 1842 veröffentlicht. In Strachwitz entgegengesetztem Sinne war Freiligrath hier zu dem Schluß für die Romantik gekommen: „Dein Reich ist aus! . . . Du bist verbannt — doch stets noch Königin!“

Die Antwort Geibels kennen wir nicht, da Strachwitz' Korrespondenzen unzugänglich oder vernichtet sein sollen. Jedenfalls wurde Geibel zu einer Zeit von der herzlichen Aufforderung

*) Bülbül ist der persische Name der Nachtigall, der durch Goethes „Westöstlichen Divan“, durch Platen, Rückert und Geibel in die deutsche Poesie eingeführt wurde.

erreicht, in der er das geringe Verständnis für seine dichterische Arbeit in seiner Heimatstadt sehr schmerzlich empfand. Wie überall galt der Prophet dort nichts im Vaterlande, und ein gegen künstlerische Dinge stumpfer Kaufmannsgeist wirkte sich oft wie lähmend aus. Im September ging er deshalb wieder auf Reisen. Zuerst fuhr er zu Freunden in Hannover. Am 5. Oktober reiste er weiter nach Dresden, wo er sich ungefähr zwei Wochen bei alten Bekannten aufhielt und begab sich dann nach Schloß Peterwitz zu Strachwitz.

Wenn auch der Besuch hier nur bis Anfang November dauerte, waren die Peterwitzer Tage doch in jeder Hinsicht reich an wertvollen Erlebnissen. Vor allem kamen sich die beiden Dichter offenbar innerlich näher, und auch die mancherlei Wanderungen und Ausfahrten in die herbstlich gefärbte Landschaft, die Geselligkeiten und Jagden mit benachbarten Edelleuten gaben Geibel willkommene Anregungen nach dem ein wenig einsamen, vergrübelten Sommer. Freilich fehlten in Peterwitz die Frauen, und vielleicht mag dieser Umstand mit dazu beigetragen haben, den Besuch abzukürzen. Über Breslau fuhr Geibel in den ersten Novembertagen nach Lübeck zurück.

Auch Geibels Biograph, Karl Goedeke, gibt über den Aufenthalt bei Strachwitz einen Bericht. In ihm erzählt er, daß Strachwitz' bekanntes Gedicht „Weckruf an das Vaterland“ damals „aus dem sehr einfachen Grundgedanken gemeinschaftlich herausgearbeitet“ worden sei. Es handelt sich um das Lied, das unter dem Titel „Germania“ in den Neuen Gedichten von Strachwitz steht:

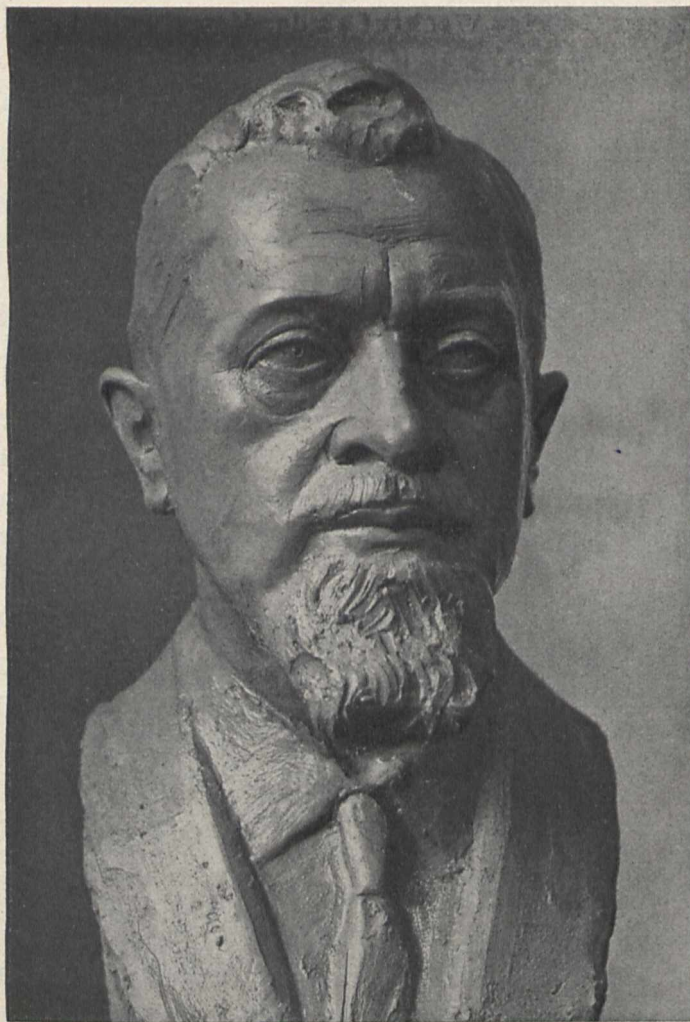
„Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah',
Sieh dich um, Germania!“

Der Anteil Geibels sei nicht genau zu ermitteln gewesen. „Ton und Haltung sind ganz aus Geibels Schule, und die letzte Strophe ist entschieden von Geibel, während die vorletzte bestimmt von Strachwitz allein herrührt.“ Diese Überlieferung macht sich auch Richard M. Meyer in seiner Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu eigen, wenn er davon spricht, Geibel habe Strachwitz „auf seinem Gut gewissermaßen Privatunterricht in der Dichtkunst“ erteilt.

Wenn Goedekes Darstellung und jene aus ihr gezogenen Folgerungen zutreffend wären, müßten in der Tat die dichterischen Beziehungen der beiden Männer in einem besonderen Licht erscheinen, wobei sich ein gewisser Widerspruch zu dem mitgeteilten Brief ergäbe. Aus eigenhändigen Randnotizen Geibels zu seiner Biographie von Goedeke sind wir aber nun endgültig in der Lage, dieses Problem zu lösen. Geibel hat dem Satze Goedekes: „Wieviel Teil Geibel (an dem Gedicht) hat, ist nicht genau zu ermitteln gewesen“ hinzugefügt: „nur ein paar Worte“. Und bei den Behauptungen „die letzte Strophe ist entschieden von Geibel“ und „gemeinschaftlich herausgearbeitet“ steht jedesmal ein großes, entschiedenes „Nein“ am Rande. Wie sich die Beziehungen zwischen Strachwitz und Geibel weiter entwickelt haben, ist schwer zu sagen. Leider sind weitere Briefe von Strachwitz an Geibel nicht erhalten. Sicherlich hat aber Richard M. Meyer mit seiner Vermutung nicht recht, daß die Freundschaft der beiden miß-

glückt sei. Der frühe und den Freunden unerwartet kommende Tod Strachwitz' am 11. Dezember 1847 hat Geibel gewiß aufs schmerzlichste berührt. In seinem Nachlaß befindet sich eine den schlesischen Freund darstellende Bleistiftzeichnung, signiert A. M. 1850, also nach Strachwitz' Tode und wohl aus der Erinnerung geschaffen. Auf ihr hat Geibel den Vermerk angebracht: „Moritz Strachwitz, gezeichnet von A. M. Ich kenne kein ähnlicheres Bild.“ Es handelt sich zweifellos um die von Adelheid (von) Mühler gemachte Zeichnung, von der Heinrich Friedberg berichtet, sie aber irrtümlich Adelheids Schwester, einem Fräulein von Goßler zuschreibt*), und nach der „das einzige noch vorhandene Bild des Dichters“ in Schloß Peterwitz hergestellt wurde. Friedberg und Heinrich von Mühler, der Gatte Adelheids, waren alte Freunde von Strachwitz aus dem Kreise des „Tunnels“. Daß Geibel dies hier wiedergegebene Bild mit dem mitgeteilten Brief so sorgsam unter seinen Papieren aufbewahrte, beweist wie gern und freundlich er sich des frühverblichenen Freundes stürmisch-heiterer Jugendtage erinnerte.

*) In Wilhelm Brandes „Strachwitz-Reliquien“ (Eckart, IV 1909/10, S. 19 Anm.).



Paul Schulz:
Büste des Oberpräsidenten
Lüdemann (1931)



Der Schlawa-See

AM SCHLESISCHEN MEER

Von Dr. Lehmann, Liegnitz

Die Kleinbahn, die von Glogau nach der polnischen Grenze abzweigt, hat bisher den Touristenstrom von dem sogenannten „Schlesischen Meer“ bei Schlawa ferngehalten. Anderthalb Meilen lang und eine halbe Meile breit streckt sich die Wasserfläche durch das flache Land, die Ufer eingebettet von Schilf und Heide.

Der Benzintempel hat diese stille Einsamkeit vor kurzer Zeit „entdeckt“; flugs baute man ein Strandhaus, mähte Schilf und schüttete den reichlich vorhandenen Sand zum Strande. Zwischen den hohen Kiefernstämmen leuchten jetzt die bunten Sonnenschirme, und schon vormittags tönt die nötige Stimmungsmusik. Rund dreitausend Ausflügler machten hier Pfingsten Betrieb. Papierreste überall in Gottes schöner Natur, Flaschen und Scherbenreste zeigten es mit aller Deutlichkeit, daß hier Menschen „fröhlich“ gewesen sind nach eigener Weise. Treffend bezeichnet ein Transparent dieses Treiben in dichterischer Freiheit:

„Laß Glas, Papier und Eierschale
Im Wald nicht liegen nach dem Mahle.
Wer nach dir kommt, denkt sonst, ei, ei —
Was ist das für eine ...“

Von den Hochfluttagen abgesehen spielt sich das Leben im „Seebad Schlawa“ — so liest man es bereits auf den Postkarten schwarz auf weiß gedruckt — in netter Harmonie ab. In dem kleinen verschlafenen Ort mit 1800 Einwohnern, in dessen engen Straßen bei Dunkelheit der

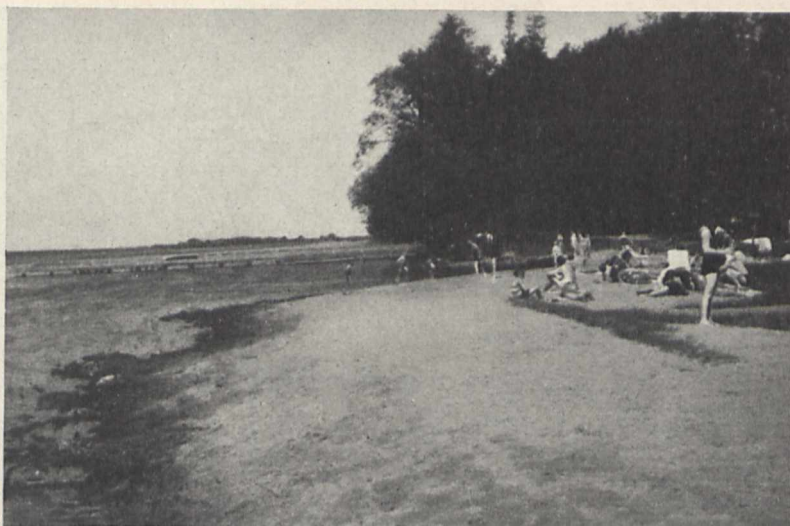
Mondschein neckisch sein Spiel treibt, kann man einfach, aber gut und nicht zu teuer Unterkunft finden. Villen am Strande sind noch nicht erstanden, so daß man etwa 15 Minuten vom Ort aus zu tippeln hat.

In dem riesengroßen Garten von Vater Gruhn sieht man die Sommerfrischler in beinahe gänzlich paradiesischer Unschuld einherwandeln. Schattige Baumreihen und weite Wiesenflächen laden zu Rast und Spiel. Die Verpflegung aus eigener Landwirtschaft an diesem Plätzchen, wo man in Badehose dinieren darf, hat sich schnell herumgesprochen, so daß man nötigenfalls mit Quartier auf Strohmatten in der Kegelbahn oder in leerstehenden Pferdeställen vorlieb nehmen muß. Hier herrscht natürliche Gemütlichkeit. Solange das im Bau befindliche „Jugendheim“ an malerischer Stelle am See noch nicht fertig ist, tummelt sich in diesem Garteneden auch die Liegnitzer Tanzschargarde. Aus dem ganzen Regierungsbezirk strömten die Anhänger der Volkstanzbewegung herbei, um in reizvoller Ungebundenheit im Schatten grüner Matten alte Weisen der Vergessenheit zu entwinden. Die Teilnehmer setzen sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen. Wenn man diesem munteren Treiben zusieht, möchte man auch noch mal jung sein. Leider, leider, so muß man sagen, sind für diese, von der Jazzseuche heilende Volksbewegung keine öffentlichen Mittel verfügbar. Und wenn am Abend golden der Horizont durch das Laub der Bäume leuchtet und die Instrumente klingen, stimmt auch das Vieh in den Ställen in diesen trauten Singsang ein.

Der Weg zum See führt vom Garten aus durch den Schloßgarten, dessen Benutzung widerruflich gestattet ist. Auf halbem Wege liegt unter hohen Bäumen und durch Schilf versteckt die Fischerei. Der See ist fischreich, es „hat's“, wie der Schlesier sagt, Nuckelchen, Hechte und Schleien; Krebse, die früher zahlreich vorhanden waren, sind durch eine Krebspest stark dezimiert worden. Unmittelbar am Schloßgarten anschließend breitet sich der beschauliche Strand, auf der gegenüberliegenden Seite abgegrenzt durch hohe Kieferstämme, wie man es von den Berliner Seen her kennt. Baden kostet nichts, nur das Ausziehen 20 Pfennig, wenn man dazu eine Zelle benutzt. Deswegen wimmelt es im benachbarten Gebüsch von vielen Badenixen.

„Promenade auf dem Landungssteg“ wird nicht in Mode kommen, dazu ist er zu klein; vorläufig dient er zum Anlegen des Motorbootes, das in den See sticht, sobald zwölf Personen fahrtbereit sind, und für Badegäste, die den Paddelsport für 50 Pfennig je Stunde erproben wollen. Außerdem liegt hier noch ein Segelboot. Der Kanusport hat sich übrigens diese schöne See- fläche schon längst erkiesen, und so nimmt es nicht Wunder, überall diese braunen Sportler mit oder ohne weiblichen Anhang zu finden. Auch ältere Herrschaften, ja ganze Familien kehren auf diese Weise vorübergehend zur Natur zurück und danken dem Schöpfer, daß sie wieder einmal Mensch sein dürfen. Wenn man sieht, wieviel Ballast in die kleinen kunstvollen Boote verstaut wird, das selbst kunstgerecht verstaut als Handgepäck an das Seeufer gebracht wird, dann kommt man aus dem Staunen nicht heraus.

AM SCHLAWA-SEE



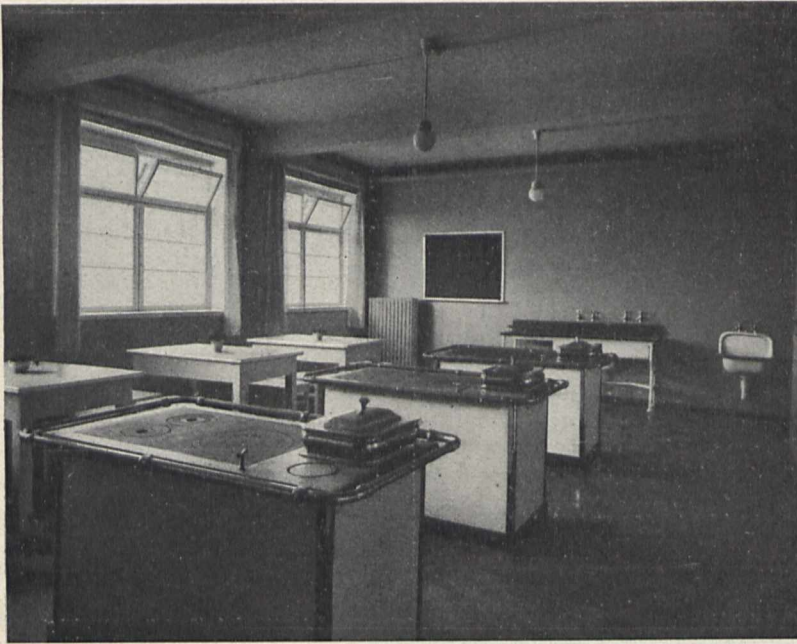
Der künstliche Strand



Volkstanz



**Dorf Laubegast
am Schlawa-See**



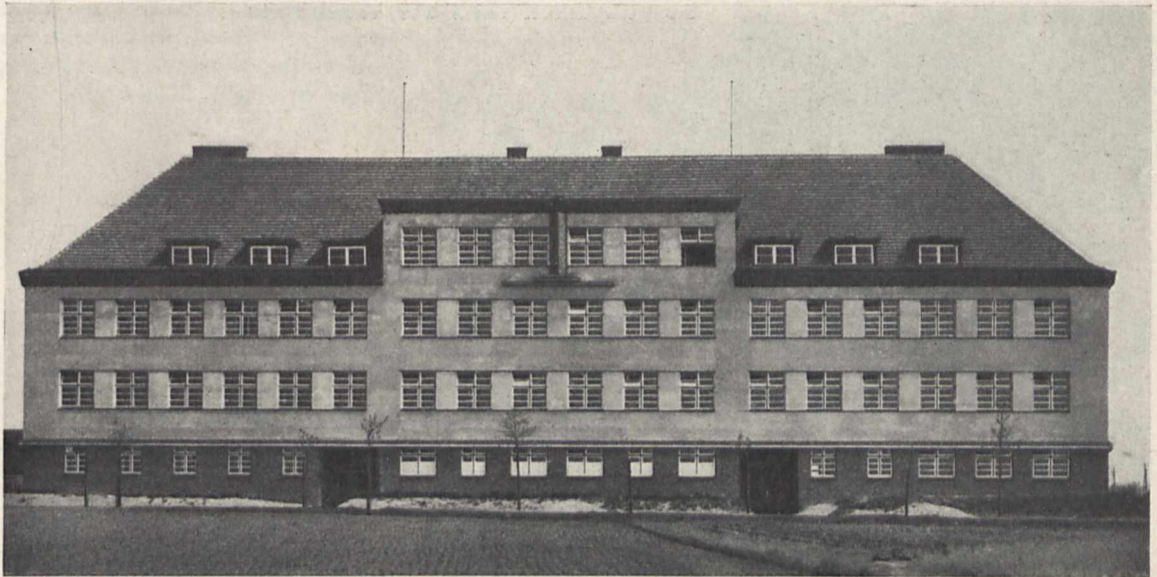
Kochlehrküche im Schulhaus von Neustädte

Kulturarbeit einer Kleinstadt

Von Bürgermeister Grieger, Neustädte in Schlesien

Die Durchgangsstraße Breslau—Berlin berührt vor Grünberg das landschaftlich reizend gelegene nette Städtchen Neustädte, das trotz der schweren Zeit nach dem Ausspruch eines prominenten Behördenvertreters in Nordniederschlesien „eine kommunale Großtat ersten Ranges“ vollbracht hat. Mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln ist für die Stadt und ihre Umgebung in Verbindung mit einem Schulneubau in mustergültiger Weise ein Mittelpunkt des geistigen und kulturellen Lebens für Erwachsene und Jugendliche geschaffen. Bereits in der Vorkriegszeit war die Besserung der Schulraumverhältnisse dringend erforderlich. Die inzwischen unhaltbar gewordenen Verhältnisse ergaben zwangsläufig die Aufgabe, in Verbindung mit dem Schulhausneubau andere dringend erforderliche Einrichtungen zu schaffen. So entstand das neue moderne Schulhaus, in dem die beiden konfessionellen Schulen und die Höhere Privatschule untergebracht sind, die Turnhalle mit Empore, großer Bühne, verdecktem Orchesterraum, An- und Auskleideräumen und Lichtbildervorführraum, gleichzeitig Aula und Festhalle, das öffentliche Warmwasserbad mit Brause- und Wannenbädern für Erwachsene und Schüler, die Haushaltungsschule für Mädchen mit mustergültiger Kochlehrküche (Bild 1), Waschlehrküche und Lehrzimmer für den Handfertigkeitsunterricht, die Schüler- und Volksbibliothek mit Leseraum, der Zeichen- und Gesangsaal, die Halle zur Unterbringung des Schul- und Heimatmuseums und eine Hausmeisterwohnung. In Verbindung hiermit wurde ein Schülergemüsegarten, ein einfacher aber sehr zweckmäßiger Spiel- und Sportplatz für Erwachsene und Jugendliche und eine idyllisch gelegene Freibadeanstalt geschaffen. Die Einrichtungen für die körperliche Ertüchtigung sind unter Beachtung der Vorschriften angelegt, die vom Reichsamt für Leibesübungen herausgegeben sind. Jede Schule hat in dem neuen Gebäude einen besonderen Zugang und ihr abgeschlossenes Gebiet. Aus Ersparnisgründen werden die nicht ständig besetzten Unterrichtsräume, wie Zeichensaal usw., in sämtlichen Schulen gemeinsam benutzt. Die Zugänge sind so angelegt, daß jede Schule direkte Verbindung hat. Die Kochlehrküche,

**Das
neuerbaute
Schulhaus in
Neustädtel**



**Architekt
Hans Kleinert,
B.D.A., Oels**

die An- und Auskleideräume des Warmwasserbades sowie die Schülerhallen stehen mit der gleichzeitig als Festhalle dienenden Turnhalle so in Verbindung, daß sie bei größeren Veranstaltungen gleichzeitig als Wirtschaftsküche, Kleiderablage und Aufenthaltsräume zu benutzen sind. Aus dieser Aufgabe ergaben sich besondere Schwierigkeiten, die von dem mit der Bauleitung beauftragten Architekten Hans Kleinert, Oels i. Schles., B.D.A., einem Spezialfachmann für das Schulbauwesen, in geradezu idealer Weise architektonisch gelöst wurden. Die Außenfassade des Hauses läßt in ihrer sachlichen Linienführung, die deshalb und auch wegen der Farbenhaltung besonders schön und gediegen wirkt, auf reine Sachlichkeit im Innern schließen. Dank dieser Sachlichkeit war es möglich, die Baukosten auf 21,60 RM. je cbm umbauten Raumes herabzudrücken und den Bau unter dem veranschlagten Kostenanschlag fertigzustellen. Dieser Tatbestand hat zur Folge, daß eine Mehrbelastung der Steuerzahler nicht in Frage kommt. In dem neuen Hause befindet sich kein Luxus, keine teure Wandbekleidung, kein überflüssiger Raum. Trotzdem wirkt das Innere warm und schön wegen der fein abgestimmten Farbentönung und der Fülle von Licht, die jeden Raum durchflutet. Die sämtlich nach Westen gelegenen Klassenzimmer münden nach den geräumigen Schülerhallen, die mit ausreichender Kleiderablage ausgestattet sind. Kein Drängen und Schieben beim Verlassen der Schulräume. Im Erdgeschoß befinden sich zur Aufbewahrung der Fahrräder für die entfernt wohnenden und auswärtigen Schüler Räume, die auch für die Aufbewahrung von Fußbekleidung eingerichtet sind, um den Schülern bei nasser Witterung ein Wechseln der Fußbekleidung zu ermöglichen. Sämtliche Räume haben Zentralheizung und, soweit erforderlich, fließendes warmes und kaltes Wasser. Die erhöhte Lage des Bauplatzes läßt auf weite Sicht die schönen, ruhigen Linien des Monumentalbaues erkennen, der sich ausgezeichnet in das Landschaftsbild einfügt (Bild 2). Aus allen Fenstern fällt der Blick auf landschaftlich reizende Motive der nächsten Umgebung und weiterhin auf die sanft ansteigenden malerisch gelegenen Höhen und Wälder, die das Städtchen umgeben. Das neue Schulhaus ist hervorragend geeignet, in der Heimat und darüber hinaus zukünftige Einrichtungen für das Schulwesen sowie für kulturelle Zwecke richtunggebend zu beeinflussen.



So zutraulich wird der Waschbär

Die schlesische Pelztierzucht und ihre Bedeutung

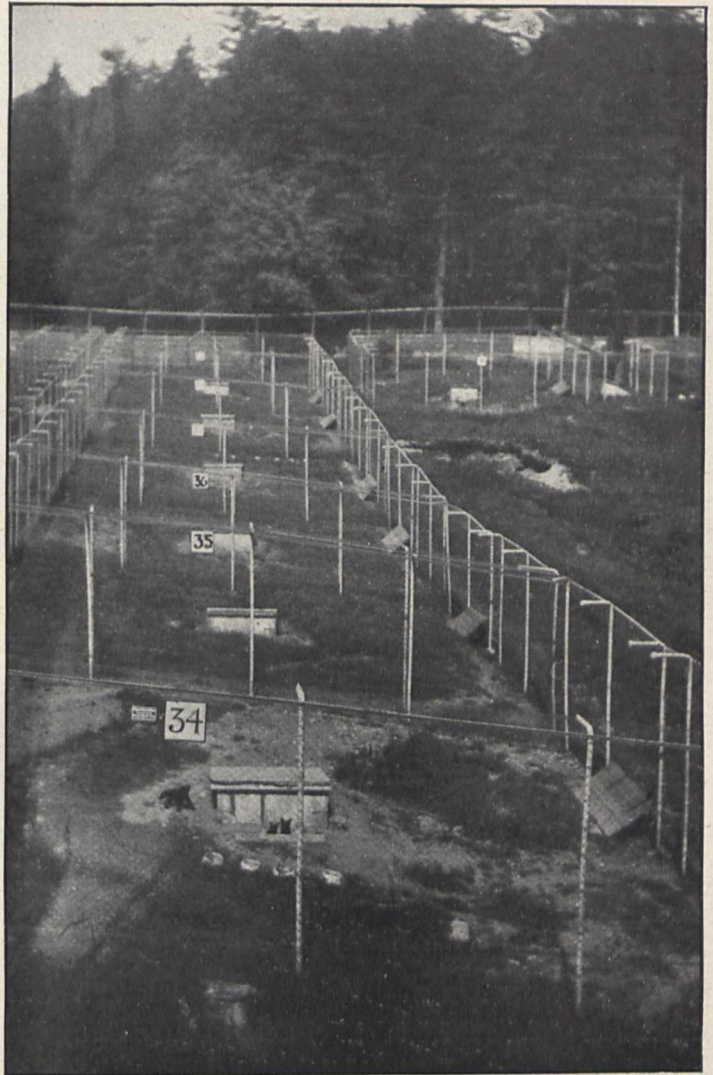
Von Freiherr v. Reibnitz

Gerichtlich beeideter Sachverständiger für
Edelpelztierzucht im
Bereiche der Landgerichte Breslau und Oels

Die Anfänge planmäßiger Zucht edler Pelztiere, wie die des Silber-Schwarzfuchses — landläufig Silberfuchs genannt — liegen etwa 50 Jahre zurück. In einer Zeit, in welcher die natürliche Produktion in freier Wildbahn der nördlichen Regionen der U. S. A. und von ganz Kanada begonnen hatte, durch die starke Verfolgung des Menschen den ersten starken Rückschlag zu erleiden, kamen findige Trapper auf den Gedanken, diese kostbaren Pelztiere zu züchten, was ihnen nach jahrelangen Mühen gelang. Die Hudson-Bay-Co. war das Zentrum der Wildfelleinkäufe und durch diese gelangten jährlich über 100 000 Silberfuchsfelle auf die Weltmärkte des Rauchwarenhandels London und New York. Die rasche Entwicklung immer vollkommenerer Schußwaffen und Fanggeräte einerseits und die Gewinnsucht des Menschen, hervorgerufen durch das Steigen der Preise edler Pelzwerke in den Jahren vor dem Weltkriege andererseits, verursachten es, daß ein Silberfuchs heute in den Urwäldern Kanadas eine Rarität ersten Ranges geworden ist. Der gesamte Bedarf des Rauchwarenhandels der Welt ist heute von farmgezüchteten Silberfuchsfellen gedeckt und die heutige Jahresproduktion aller auf der Welt existierenden Silberfuchsfarmen dürfte etwa 180 000 Jungfüchse sein. Ein normaler Satz von etwa 20 Prozent dieses Nachwuchses wird zum Weiterzüchten verwendet, alle anderen und etwa 20 Prozent des Altfuchsbestandes zur Pelzgewinnung getötet. Diese gewaltigen Mengen von etwa 180 000 Silberfuchsfellen stellen einen Wert von 36 000 000 RM. oder 9 000 000 Dollar dar und werden alljährlich mühelos auf den Weltmärkten oder im Detailverkauf von den Züchtern umgesetzt. Diese gewaltigen Zahlen, die sich lediglich auf die Silberfuchszucht erstrecken, sind niedrig gegriffen. Zwar erzielt man für geringe Felle nur etwa 20—25 Dollar, hingegen für die besten auch heute noch 250—300 Dollar in auktionstüchtigem Zustande, d. h. als Rohfelle unverarbeitet. Der Durchschnitt für sehr gute Felle dürfte bei 100—125 Dollar liegen.

Das Hauptziel, ja der Zweck der Pelztierzucht ist naturgemäß, die Weltmärkte mit besten

**Blick vom Beobachtungsturm
auf einen Teil der Silberfuchs-
gehege (Fähengehege) in der
Großfarm Hahnvorwerk**



Fellen zu beliefern. Daneben ist es natürlich auch die Aufgabe einzelner besonders guter Zuchtstätten, die als Hochzuchten zu bezeichnen sind, Zuchtexemplare bester Qualität und Provenienz zu liefern. Der Wert eines erstklassigen Zuchtfuchses beträgt ungefähr das Dreifache seines Pelzwertes. In jeder Tierzucht sind Hochzuchten selten. Man vergleiche die Zucht des Rindes oder Pferdes, die planmäßig Hunderte von Jahren in Europa betrieben wird und man wird sofort zur Einsicht kommen, daß wenige dieser Produktionsstätten als Hochzuchten zu bezeichnen sind, geschweige denn bei Silberfuchs- und Nerzzuchten, die ja nur auf einige wenige Dezennien der Entwicklung zurückblicken.

Schlesiens Pelztierzucht begann 1925. Die auch heute noch bestehenden Edelpelztierfarmen „Hahnvorwerk“ bei Silberberg, Frhr. v. Reibnitz gehörig, und die des Herrn Bratke in Waltersdorf, die ursprünglich in der Gegend von Lauban entstanden ist, waren die ersten schlesischen

Farmen. Die Betriebe haben sich stark erweitert. Durch die züchterischen und finanziellen Erfolge dieser ältesten schlesischen Betriebe angeregt, entstanden etwa 50 weitere Zuchtstätten kleineren und mittleren Umfanges, die sich vorwiegend mit der Zucht des Nerzes befassen.

Das schlesische Gebirgsklima, aber auch das der Ebene, eignet sich sehr gut für die Zucht von Edelpelztieren. Gute Pelzbeschaffenheit wird weniger durch große Kälte erzielt, hingegen aber besonders vorteilhaft beeinflusst durch vorzügliches Erbgut, hygienische Haltung und sachgemäße Fütterung der Tiere. Nachkommen schlesischer Silberfüchse und Nerze haben auf internationalen Ausstellungen bewiesen, welche vorzügliches Pelzwerk sie erzielten.

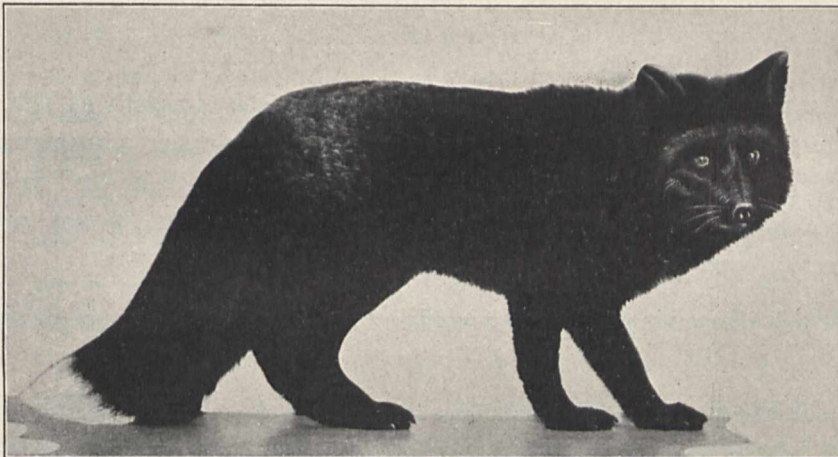
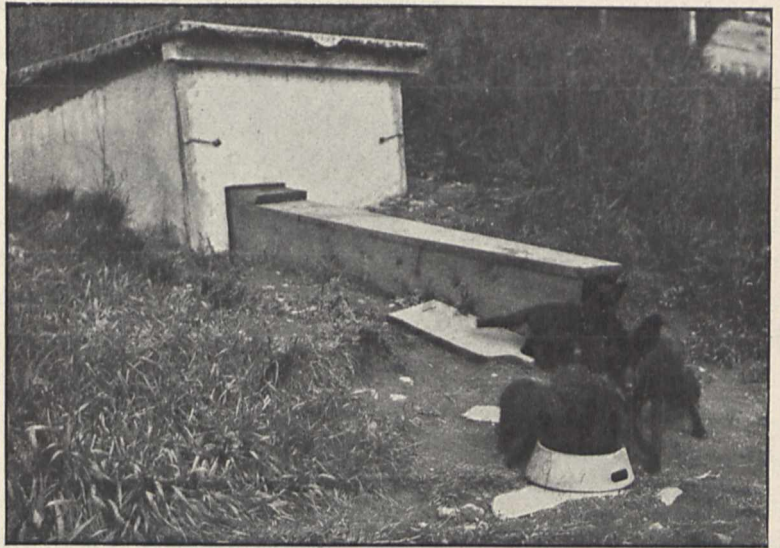
Wie teuer sind die Generalunkosten für einen Silberfuchs, Nerz, Nutria (argentinischer Sumpfbiber) oder Waschbären bis zum Tage des Tötens zum Zwecke der Pelzgewinnung? Ein minderwertiges Pelztier bedarf desselben Futters, derselben Pflege, desselben Zwingers wie ein vorzügliches Zuchtexemplar. Das minderwertige Tier frisst den Wert seines Pelzes auf, das hochwertige erzielt hohe, ja höchste Reingewinne. In Deutschland betragen die Ernährungskosten im Jahre für einen Silberfuchs etwa 50 RM., für einen Nerz etwa 25 RM., für einen Waschbär etwa 17 RM., für eine Nutria etwa 10—15 RM., dies je nach Lage der Farm. Hiergegen die Pelzwerte guter Qualitäten: Silberfuchsfell 5—600 RM., Nerzfell in Losen zu 100 bis 120 Stück feinstens sortiert, 60—80 RM. dito Nutria 30—50 RM. und Waschbär 40—80 RM.

Die starke Vermehrung der Nutria (sie wirft fünfmal in zwei Jahren je 2—8 Junge) und ihre billige Ernährung als reiner Pflanzenfresser sichert dieser Zucht ebenfalls eine bedeutende Zukunft.

Aus Vorstehendem dürfte leicht zu ersehen sein, daß nur beste Zuchttiere zum Weiterzüchten verwandt werden dürfen, um die Pelztierzucht hoch rentabel zu gestalten. Da der Export unverarbeiteter Rohfelle in fast allen europäischen Staaten zollfrei ist, so ist der Züchter mit seiner Pelzernte nicht an den deutschen Rauchwarenmarkt gebunden, und gerade hierin liegt die wirtschaftliche Stärke der Pelztierzucht, die eine internationale Ware produziert, die überall gefragt ist.

Im allgemeinen unterscheiden wir zweierlei Arten der Pelztierzucht, die direkt und die indirekt betriebene. Eine Erklärung für die indirekt betriebene ist notwendig. Nur Farmen mit reicher züchterischer Erfahrung, vorzüglichem Tierbestand und den nötigen Reserven an eigenen Tieren, sollten weiteren Interessenten an der Pelztierzucht, die diese als gute Kapitalanlage betrachten, Gelegenheit geben, sich an der Zucht zu beteiligen. Es geschieht dies in der Art, daß z. B. Städter, die keine Gelegenheit haben, diese Zucht zu betreiben oder wegen Mangels an Zeit nicht betreiben können, Silberfuchs- oder Nerzpaare erwerben und einer guten Farm in Pension anvertrauen. Die Farm betreut gegen Entgelt die Tiere und verkauft auch für den Besitzer der Pensionstiere die angefallenen Jungen zur Zucht und nach Tötung der Tiere im Winter deren Pelze. Ein im Frühjahr geborener Silberfuchs oder Nerz ist in einem Alter von acht Monaten „schlagreif“, d. h. reif zur Pelzgewinnung oder kann in einem Alter von etwa 10 Monaten wieder zur Zucht verwendet werden. Es ist eine Tatsache, daß verschiedene Pensionsfuchs- oder Nerzbesitzer der Farm Hahnvorwerk b. Silberberg durch

**Fuchsmama mit
Kindern bei der Mahlzeit**



**Ein Prachtexemplar
von Silberfuchs**

**Nutria der Schlesischen
Zentrallehrfarmen Hahn-
vorwerk bei Silberberg**





**Nutria der Nutriafarm
Gontkowitz (Militsch)**

**Originalphotographie
Keller- Ingramsdorf**

die Arbeit der Farm außerordentlich hohe Verzinsung ihres Anlagekapitals erzielen, ja teilweise während Jahresfrist durch Weiterverkauf der Nachzucht sogar ganz amortisieren konnten. Wie auf jedem Wirtschaftsgebiet gibt es schlechte Betriebe und gute und so auch in der Pelztierzucht. Es ist daher nur zu empfehlen, Pensionstiere anerkannt erstklassiger Farmen zu erwerben und diesen in Pension anzuvertrauen.

Nach reiflicher Prüfung hat der Internationale Agrarkongreß in Prag, der dort in diesem Jahre tagte, beschlossen:

„Nach Anhören der Berichte über die Aufzucht von Pelztieren ist der Kongreß der Ansicht, daß diese Aufzucht in der jetzigen Lage große Möglichkeiten für die Landwirtschaft bietet, wenn sie unter günstigen Verhältnissen stattfinden kann.

Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß die Landwirtschaftsministerien und die landwirtschaftlichen Organisationen der verschiedenen Länder ihr Augenmerk auf diese Einnahmequelle richten und ihr die erforderliche Unterstützung und Förderung zuteil werden lassen, sowohl hinsichtlich der Aufzucht gezähmter wilder Tiere wie der Aufzucht von Haustieren, z. B. von Schafen zur Pelzgewinnung.“

Die schweren Prüfungen wirtschaftlicher Art, die der Weltkrieg den meisten Völkern in der Jetztzeit auferlegte, haben den Unternehmergeist vieler ersticken lassen. Mit Mutlosigkeit und Resignation kommt aber kein Unternehmer weiter vorwärts, sondern das Schicksal zieht ihn schonungslos zurück. Diejenigen deutschen landwirtschaftlichen Betriebe — ganz gleich, ob klein oder groß — die Pelztierfarmen als gute Nebenbetriebe unterhalten, können auf produktive Arbeit und positive Gewinne zurückblicken.

DER DAMPFER

ERZÄHLUNG VON DOROTHEA WERNER

Abbazia, den 27. Mai.

Ich bin am Ende. Mein Vermögen vernichtet, meine wirtschaftlichen Verhältnisse endgültig ruiniert! Der Konkurs hat auch meine Nervenkraft zerstört. Ich, der ich nie ein begabter Kaufmann war, konnte ihn nicht aufhalten. Mit geliehenem Gelde habe ich mich hierher geflüchtet. Niemand kennt meinen Aufenthaltsort. Nur meinem einzigen Bruder habe ich ihn kurz vor der Abfahrt noch mitgeteilt. Aber er hat nicht einmal ein Wort für mich übrig gehabt. Sie haben alle genug mit sich selbst zu tun.

Kleine Wohltat, zu wissen, daß die Alpen zwischen mir und meinem bisherigen Wirkungskreise liegen! Und trotzdem: es hat keinen Zweck mehr, weiterzumachen. Deshalb habe ich mir heute eine ausreichende Dosis Veronaltabletten vorbereitet. Das Glas steht vor mir auf dem Tische, während ich dies alles in mein Tagebuch schreibe. Ich werde das Schlafmittel heute noch einnehmen. Bis um elf Uhr abends habe ich mir Frist gesetzt. Um diese Zeit kommt der große Passagierdampfer aus Venedig an. Sechs Abende hintereinander, die ich schon hier bin und mit dem Entschluß, zu sterben, ringe, habe ich ihn kommen sehen. Punkt elf Uhr war er jedesmal da und legte am Kai an. Schönster Anblick, den ich seit langem genossen habe! Ihn will ich mit in den Tod nehmen.

Von der Veranda meines Zimmers habe ich Ausblick über das Meer. Es ist Neumond heute, und der Golf von Fiume liegt schwarz wie Pech und undurchdringlich vor mir. Nichts kann ich sehen von den Inseln des Quarnero, nichts von der gebirgigen Küste gegenüber. Das Wasser selbst ist unsichtbar bis auf einen schmalen sanften Schimmer, hervorgebracht durch eine Kette heller Sterne aus dem Großen Wagen. Wie angeheftet an die dichte Finsternis scheinen die Lichter von Fiume terrassenförmig ansteigend auf der unsichtbaren Berglehne. Vom blinkenden Zeichen an der Hafentmole bis hoch hinauf zum letzten einsamen Licht am Berge stehen sie grell im Dunkeln. Nahe unter meinem Fenster fährt ein überdachtes Boot, von dem ich nur einen Schatten sehe.

Tanzmusik erklingt von rechts und links. Elegante Menschen promenieren auf dem Strandwege und plaudern deutsch, österreichisch, italienisch, tschechisch, jugoslawisch, französisch, englisch und wieder deutsch. Da mögen wohl viele ihre zerrütteten Nerven über die Alpen getragen haben! In einem Hofe singt ein Knabe italienische Lieder. Das klingt hübsch, macht aber müde und wird mit der Zeit quälend. Es ist heiß.

Jetzt müßte der Dampfer bald kommen. Rechts von der Insel Cherso, die ich heute nicht sehen kann, pflegt er aufzutauchen. Ein blasser Lichtschein, der langsam größer wird und sich schließlich in ein Gefüge blinkender Lichter auflöst. Hoch voran schwebt das rote Buglicht, darunter drei Reihen weißer Lichter. Die ganze Pracht spiegelt sich strahlend im Wasser. Lautlos zieht der Dampfer näher. Wenn er vorübergleitet, hört man ein leises Rauschen und Knistern, fast wie von brennenden Lichtern. Und erst, wenn er am Kai anlegt, erhebt sich Geräusch von fernen Stimmen.

Ich warte. Meine Uhr zeigt eine Minute vor elf. Noch nichts. Aber jetzt ist es bald Zeit. In dieser mondlosen Nacht müßte ich den Dampfer noch früher sehen als sonst. Ich müßte ihn förmlich fühlen durch die dichte Finsternis. Meine Spannung ist so groß, daß ich das Schreiben unterbrechen muß. Ich werde mich in den Stuhl zurücklehnen und mir ausmalen, wie es ist, wenn der Dampfer kommt.

Sonderbar, wie genau ich mir das vorstellen kann! Ich hatte die Augen weit offen in die Nacht gerichtet. Und da sah ich ihn kommen. Den Lichtschein — das rote Buglicht — den glänzenden Widerschein im Wasser, den er mitschleift wie eine Schleppe. Ich hörte sogar das Rauschen. Und doch war schwärzeste Nacht um mich. Und die Geräusche des eleganten Badeortes. Ich muß wieder schreiben. Das beruhigt meine Nerven. Ich werde doch bedenklich aufgeregt. Die Uhr zeigt fünf Minuten über elf. Vom Turme hat es geschlagen. Gerade heute muß der Dampfer sich verspäten! Meine Qual zu verlängern. Aber er muß kommen.

Zehn Minuten habe ich gebraucht, um mich wieder zu beruhigen. Ich sah plötzlich einen Lichtschein. Mitten im Worte entfiel mir die Feder. Aber ich hatte mich getäuscht. Es war ein Motorboot. Ich zittere noch ein wenig. Warum verspätet sich der Dampfer? Er muß kommen. Ich habe mich heut nachmittag auf der Schiffsagentur erkundigt. Zur bestimmten Stunde wird er erwartet. Meine Uhr zeigt schon fast ein halb zwölf.

Was hindert mich eigentlich, die Tabletten einzunehmen, auch ohne daß ich den Dampfer gesehen habe? Hat mich diese schwarze, heiße, angespannte, fremdländische Nacht so gefangengenommen, daß ich die Stunde meines Todes von ihren Ereignissen abhängig machen muß, oder zwingt mich nur meine deutsche Gründlichkeit, alles genau so auszuführen, wie ich es mir in den Kopf gesetzt habe? Zum Lachen! Leider kann ich nicht lachen, weil mir auch beim schüchternsten Versuch dazu sofort die Zähne zusammenschlagen und meine Kinnladen in eine nicht zu bändigende krampfhaftige Bewegung geraten. Peinlich. Aber es sieht mich ja niemand. Um das Heldentum ist es in der Einsamkeit kläglich bestellt.

Ich bin dermaßen erschrocken, daß ich einen ordentlichen Satz in meinem Stuhle machte. Mein Herz schlägt noch immer bis in die Halsadern. Aber es war nur eine beleuchtete Gondel. Jetzt, nachdem ich diesen Schreck überwunden habe, wird mir etwas leichter, und ich fange an, daran zu glauben, daß der Dampfer nicht kommt. Gar nicht kommt. Er kann ja auf dem offenen Meere untergegangen sein. Es geht so vieles unter. Ich fange an, sehr müde zu werden. Meine Nerven haben nur bis elf Uhr standgehalten. Überstunden machen sie nicht. Ich möchte schlafen. Unerträglich schwarz ist die Nacht.

Es schlägt soeben drei Uhr. Ich habe nicht geschlafen. Mit schmerzenden Augen habe ich aufs Meer gestarrt, aufschreckend — wieder zusammensinkend. Ich hatte so um ein Uhr herum einen starken Anfall von Lebensüberdruß. Die schwarze Nacht, das Geigengedudel und das unsinnige Warten, alles hatte ich so satt. Aber gerade, als ich die Tabletten nehmen wollte, erschien wieder ein Lichtschein. Da habe ich es gelassen. Morgen ist auch noch ein Tag zum Sterben. Es ist Tatsache: Der Dampfer ist nicht gekommen. Bedeutet das, daß ich leben soll? Aber ich kann jetzt nicht mehr darüber nachdenken. Der Schimmer auf dem Wasser hat sich verändert. Die Sternbilder sind gewandert. Die weiße Wega hat ihren Gang

über den halben Himmel gemacht. In den Straßen und Lokalen ist es still und leer geworden, die Lichter von Fiume sind erloschen. Langsam heben sich die Umrisse der Berge aus dem Dämmern. Die Landschaft wird bläulich. Soeben merke ich, daß auch der italienische Knabe verstummt ist. Ich kann mich nicht erinnern, wann er aufgehört hat zu singen. Jetzt werde ich schlafen.

Neun Uhr morgens. Licht. Lärm. Ich bin lächerlich gut ausgeschlafen. Sofort will ich an den Hafen gehen und fragen, warum der Dampfer nicht gekommen ist.

Zwölf Uhr mittags. Alles hat sich geändert. Mein Bruder wird mich an seinem Geschäft beteiligen. Ich werde mir also doch wieder eine Existenz aufbauen können. Mein Bruder hat mir diese Nachricht persönlich gebracht. Auf schnellstem Wege ist er zu mir gereist, um mir zu helfen. Von Venedig aus hat er den Passagierdampfer benutzt. Alle haben mich ausgelacht, als ich fragte, warum der Dampfer nicht gekommen sei. Aber der Dampfer ist ja gekommen! Planmäßig um elf Uhr. Ich muß ihn gesehen haben, ohne zu wissen, daß ich ihn sah. Nachträglich beschleicht mich ein leises Grauen, wenn ich daran denke, daß ich mich beinahe angesichts der Hilfe umgebracht hätte. Gott sei Dank — ich lebe! Übrigens — der Dampfer lag noch am Kai, als ich heute morgen dorthin kam — es ist der häßlichste Passagierdampfer, den ich je gesehen habe, klein, unelegant, schäbig. Gott, welch eine Helligkeit in der Luft!

Das romanische Portal der St. Maria-Magdalena-Kirche zu Breslau

VON PROF. DR. B. PATZAK

Das im Jahre 1546 an der Südseite der St. Maria-Magdalenenkirche zu Breslau eingebaute „romanische“ Prachtportal rührt bekanntlich von der im Jahre 1529 wegen der damals drohenden Türkengefahr abgebrochenen Prämonstratenserkirche St. Vincenz auf dem Elbing her. Diese und das stark befestigt gewesene zugehörige Kloster waren Lieblingsschöpfungen des am Hofe des Polenherzogs Boleslaus III. sehr angesehenen dänischen Grafen Peter Wlast. Er ließ sie in den Jahren 1139 bis 1148 erbauen und mit Benediktinern aus dem vom Polenkönig Casimirus I. bei Krakau gegründeten Kloster Tiniec besetzen. Diese „schwarzen“ Mönche wurden im Jahre 1180 von Prämonstratensern („weißen“ Ordensleuten) aus dem Kloster St. Lorenz bei Kalisch abgelöst. — Jene St. Vincenzkirche auf dem Elbing (in der Gegend der heutigen St. Michaeliskirche) war im Jahre 1148 in Gegenwart der Bischöfe Johannes II. von Breslau, Matthäus von Krakau und Stephanus von Lebus und außerdem im Beisein von Peter Wlast's Schwiegersohne, dem Fürsten Jaxa von Serbien, eingeweiht worden. — Man vermag nach alledem die Entstehungszeit des in Frage stehenden Prachtportales zeitlich genauer zu bestimmen, als dies bisher geschehen ist. Einige Fachgenossen schlossen sich der von Max Semrau ausgesprochenen irrigen Meinung an, daß „das eigenartige Motiv des Höllenrachsens in Gestalt einer breiten Tierschnauze mit stark ausgebildeter Nase und Glotzaugen, das an den inneren Pfosten dieses Portales viermal wiederkehrt“, in unmittelbare



Linkes Gewände des romanischen Portals an der Breslauer Magdalenenkirche

Phot. Damerau

Beziehung zu den Werken der thüringisch-sächsischen Buchmalerei zu bringen sei. Jenes figurale Motiv ist aber, was auch Semrau bereits erkannte, Gemeingut der gesamten deutschen Buchmalerei jenes Zeitalters gewesen. Dasselbe ist, worauf A. Haseloff, der erste kunstgeschichtliche Bearbeiter jener thüringisch-sächsischen Miniaturen des 13. Jahrhunderts hinwies, auf ausgesprochen byzantinische Vorlagen zurückzuführen. — Es ist somit meines Erachtens gar nicht notwendig, an eine Übertragung jenes Höllenrachen-Motives aus der Buchmalerei in die Bauplastik jener Zeit zu denken. Hier genüge der Hinweis auf die erwähnten geschichtlichen Tatsachen, daß Herzog Boleslaus III. seinen Landeshauptmann von Schlesien, den Grafen Peter Wlast, wegen seiner hohen Verdienste um sein Reich unter anderem mit der Grafschaft Skrzyn in russisch Polen beschenkte, und daß er dessen Heirat mit Maria, der Tochter des russischen Großfürsten Wladimir II. Monomach (1113 bis 1125), vermittelt hatte. Außerdem war, wie erwähnt, der Großzupan von Serbien Jaxa ein Schwiegersohn des Grafen Peter Wlast! — Im 12. Jahrhundert, als Serbien unter der Botmäßigkeit der byzantinischen Kaiser (Komnenen) geraten war, hatte dort in kirchlicher und künstlerischer

**Rechtes Gewände des
romanischen Portals an der
Breslauer Magdalenenkirche**



Phot. Damerau



Kapitelle vom
linken Gewände
des romanischen
Portals

Phot. Damerau

fürlich in stilvergleichender Methode zu untersuchen gedenke, die Bauplastik des ehemaligen St. Vincenzkirchen-Portales anzugehören. Auf diesen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang dürfte schon die genauere Betrachtung gewisser figuraler und ornamentaler Motive hinweisen. Eine solche ist erforderlich, da die betreffenden Skulpturen bisher nur unzureichend, ja teilweise unrichtig beschrieben worden sind. — Nach der Türlichte zu vertieft sich das Torgewände dreimal treppenartig. In den einspringenden rechten Winkeln stehen je zwei schlankere Säulen mit teilweise romanisierenden Rankenkapitellen (rechterhand). Diese werden vermittelt eines stark unterschrittenen, gleichfalls treppenförmig geknickten Gurtgesimses mit den beiden vordersten erheblich stärkeren Flankensäulen und mit den breiteren aus rechteckigem Grundriß entwickelten Türpfosten zu einer tektonischen Einheit straff zusammengürtet. Auf diesen beiden seitlichen Stützenstellungen ruht der aus vier nach innen zu enger werdenden, reich geschmückten Wülsten bestehende Rundbogenabschluß. Die beiden äußeren mit den typischen Baseneckblättern der romanischen Baukunst versehenen Flankensäulen fußten ursprünglich, alten Abbildungen zufolge, auf kleinen, nach auswärts gekehrten Löwenfiguren. Der Schaft der Flankensäule auf der rechten Seite weist ein zickzackförmiges, aus geknickten Stricken und entsprechend bewegten Hohlkehlen dazwischen bestehendes Ornament auf. Ihr offenbar mit Rankenwerk geschmücktes Kapitell ist sehr verwittert. An seiner der Tür zugewandten Schmalseite erkennt man zwei Frauengestalten, deren Faltenwürfe an solche byzantinischer Mantelfiguren erinnern. Die daneben stehende zweite Stütze mit Rankenkapitell hat an ihrem Schaft eine ähnliche geometrische, an die Metalltreibtechnik gemahnende Musterung wie die vordere Säule dieser Seite. Das Kapitell der dritten glattschaftigen Säule zieren zwei von Rankenzügen umwucherte Männerköpfe. Der Stamm der linken Vordersäule sieht so aus, als wäre er aus drei entsprechend zurechtgesägten, durchaus verschiedenen ornamentierten Rundleisten zusammengesetzt. Hier liegt offenbar eine spätere Ergänzung vor. Die eine dieser Leisten zeigt mittlere Palmetten mit quirlständig von ihnen ausstrahlenden schmalen Blättern, die zweite zwischen Rillen in paralleler Schrägstellung gerichtete, strickartig besetzte Bänder, die dritte eine Rosettenreihe. Das sehr gedrückte Würfelkapitell dieser linken Flankenstütze weist an seiner linken Ecke in der Vorder- und in der Seitenansicht je ein an Pflanzenkolben nagendes, nilpferdartiges Ungetüm auf (Koptisches Motiv?). Die kleinen Figuren

der übrigen Flächen der rechten Kapitellecke stellen die durch Rankenwerk mit der in ihm sich emporringelnden symbolischen Schlange des Sündenfalles getrennten Stammeltern der Menschheit, Adam und Eva, und den strafenden Engel des Paradieses dar. Der schlankere Schaft der benachbarten Säule dieser linken Stützengruppe ist mit einem von zipfelartig auseinander gezogenen Bandmaschen zusammengehaltenen Blattornament umspinnen. Es gemahnt in seinem zeichnerisch-zarten Relief an gewisse Vorbilder byzantinischer Elfenbeinschnitzereien. Unterhalb der die Kapitellecke betonenden glotzenden Gesichtsmaske erblickt man zwei Krokodile (!), die ihre Köpfe jener zuwenden; darunter zwei Lämmer mit verstümmelten Häuptern. Am nächstfolgenden dritten Kapitell dieser Säulenreihe, dessen glatter Schaft wie der seines Gegenstückes auf der rechten Seite ergänzt zu sein scheint, sieht man im Gerank einen Drachen und ein Mischgeschöpf, dessen Tierleib einen Männerkopf mit einer Kappe trägt. Insbesondere auch die mehr erhabenen phantastischen Skulpturen der eigentlichen Türpfosten sind bislang nur ungenau beschrieben worden. Ihre oberen unter den erneuerten Kämpfersteinen sitzenden hackennasigen Teufelsfratzen halten, ähnlich wie die Löwenmäuler, eine Art Klopfring: „einen ovalen Reifen, der also einen hängenden Eindruck macht, im fest zugekniffenen Munde. Mit diesen oberen Reifen sind noch je zwei darunterhängende vermittelt stolaartiger Bänder untereinander verknüpft. Die beiden oberen Ringe füllt ein eigenartiges Blattornament. Es besteht aus zwei Stauden, deren beide Hauptstengel über ihrer Verknotung einen traubenartigen Blütenkolben tragen. Dieser erinnert an jenen der im Orient heimischen Pflanzengattung der Araceen, der „*Calla aethiopica*“. Auch dieses Ornament dürfte koptischer Herkunft sein. Aus den beiden mittleren Zierreifen blicken wie aus Fensterluken bildnismäßig behandelte Männer mit Knebelbärten, in kurzärmeligen Gewändern, ihre Hände aufstützend, hernieder. Am linken Türpfosten ist das betreffende Männerhaupt mit einer weichen Beutelkappe bedeckt, die entfernt an die Form einer phrygischen Mütze erinnert. Vielleicht haben wir in dieser Persönlichkeit den Baumeister der alten St. Vincenzkirche oder den Steinmetzen zu erblicken. Sein Genosse gegenüber, dessen Nasenspitze leider beschädigt



Vom linken Gewände des romanischen Portals an der Breslauer Magdalenenkirche

Phot. Damerau

ist, trägt dagegen ein von einem Rundreif umspanntes Barett, also die Kopfbedeckung eines Vornehmen, wie sie meines Wissens der Tracht byzantinischer Großfürsten eigentümlich gewesen ist. Sollte vielleicht gar in dieser martialischen Männergestalt der Stifter der St. Vincenzkirche, Graf Peter Wlast, verewigt worden sein? Oberhalb dieser beiden Halbbüsten lugen langhalsige Vogelköpfe hervor, die am stilisierten Lilienornament der stolaartigen Bänder zu picken scheinen. In der symbolischen altchristlich-byzantinischen Bildersprache bedeuteten aus Brunnen trinkende oder an Pflanzen pickende Vögel die heilsbedürftigen Seelen der Christengemeinde. Auch in den beiden unteren Schmuckreifen, die in die hier aufgerissenen Rachen glotzügiger Dämonen hineinzuhängen scheinen, erblickt man je zwei solcher Vogelköpfe; darunter je ein Ehepaar, das, eng aneinander gedrängt, als in der Hölle leidend aufzufassen ist. Die schmiegenartig abgefaßten oberen Platten des unterhalb dieser Reliefpfeiler ruhenden Türsockels weist in sinnfälliger Beziehung auf den Höllenrachen eine Reihe loderner Flammen auf. Die beiden äußeren Rundwülste des oberen Torabschlusses sind mit prachtvollen an byzantinische Vorbilder erinnernden Wedelrankenzügen geschmückt. Leider gehen sie immer mehr dem Verfall entgegen. Am dritten Rundstabe werden in unregelmäßiger Verteilung in kleinen Relieffiguren bestimmte Ereignisse aus der Lebensgeschichte Christi in durchaus byzantinisierender Formgebung geschildert: linker Hand unten die Verkündigung des Engels an Maria, hierauf die frohe Botschaft an einen der Hirten. Diese beiden biblischen Vorgänge sind in annähernd gerade, bzw. in schräger Bildansicht (Untersicht) wiedergegeben. Es folgt zunächst die Geburt des Erlösers: Maria neben dem in der Krippe liegenden Kindlein auf dem Ruhebette ausgestreckt, in der typisch-byzantinischen Aufsicht von oben her (Obersicht) erfaßt. Bereits J. G. Büsching fiel an dieser Bildszene die Übereinstimmung der Komposition mit gewissen „griechischen Bildhauerarbeiten des 10. bis 12. Jahrhunderts“ auf. Hieran schließen sich die Geschenke darbringenden drei Magier (Weisen) aus dem Morgenlande in orientalischer Tracht an, im Augenblicke des Niederkniens beobachtet und ziemlich unbeholfen veranschaulicht. Die benachbarten Figuren sind leider durch Verwitterung arg beschädigt und dadurch unerkennbar geworden. Deutlich zu erkennen ist jedoch auf dem angrenzenden Felde der Jesusknabe vor den Schriftgelehrten im Tempel und die den biblischen Bildzyklus beschließende Taufe Christi nebst beiwohnenden Engeln. Hier sind die Gestalten sehr primitiv staffelförmig über- bzw. hintereinander im Bildraume angeordnet. Der innerste Rundstab des Thorrahmens ist ähnlich, wie die vordere Säule rechterhand, mit einem stark bewegten Zickzackornament geziert. Die ursprünglich unterhalb dieses innersten Rundbogens eingefügt gewesene halbrunde Tympanon-Steintafel mit den doppelseitigen Reliefdarstellungen des Marientodes und der Kreuzabnahme (jetzt im Museum für Kunstgewerbe und schlesische Altertümer befindlich) gemahnt auffällig an byzantinische Vorbilder.

Alles in allem: Die Stadt Breslau besitzt in diesem glücklicherweise auf die Nachwelt gekommenen Prachtportale der ehemaligen St. Vincenzkirche auf dem Elbing ein uraltes Baudenkmal seltenster und kostbarster Art! Es wäre meines Erachtens die höchste Zeit, seine beschädigten Teile so bald als möglich zu erneuern. Vielleicht wäre es überhaupt empfehlenswert, das von allmählicher Verwitterung bedrohte Original in das Altertums-Museum zu überführen und eine genaue Nachbildung an seine Stelle zu setzen.

Eine Reise durch Schlesien vor hundert Jahren

Von Kurt Siemers (Hamburg)

Im Jahre 1796 reiste ein Halberstädter, namens C. W. B. Heyer durch ganz Schlesien. Er hat über diese Reise heut ganz vergessene Aufzeichnungen hinterlassen, die 1797 in den „Neuen Gemeinnützigen Blättern“ der Literarischen Gesellschaft in Halberstadt erschienen sind. Der Verfasser vergleicht schlesische Zustände mit den Verhältnissen in seiner Harzheimat und kommt dabei zu dem Schluß, Schlesien sei „eines der merkwürdigsten Länder der Erde; man findet darin alles beisammen und so schön abwechselnd, daß man sich durch seinen Anblick eine Übersicht über einen großen Teil der Erde machen kann.“

Hinter Landeshut hatte unser Reisender die schlesische Grenze überschritten und wanderte über Neurode und Wünschelburg nach Glatz. Hier lassen wir den Reisenden selbst berichten:

Glatz ist eine kleine unansehnliche Stadt, die ohne Militär — denn es liegen der Festung wegen die Regimenter Favrat und Jung-Herzberg hier — höchst unbedeutend sein würde. Die Festung wurde mir, da ich den Gouverneur drum bat, von einem Artilleriehauptmann gezeigt. Sie liegt mitten in der Stadt, und ich mußte ziemlich hochsteigen. Trencks Gefängnis, aus dem er entwichte, und die Staatsgefängnisse oben auf der Festung wurden mir nur von außen gezeigt. Oben auf dem Walle steht ein kleiner runder Turm, auf dem König Friedrich (der Große) den heiligen Nepomuk nach Böhmen zu stellen ließ und meinte, wenn der Feind einmal nach Böhmen käme, so würde er vor dem heiligen Nepomuk wohl so viel Respekt haben und wieder umkehren.

Drei Meilen von Glatz ist das berühmte Landecker Bad, das auch von Friedrich dem Einzigen mit Vergnügen besucht wurde; man fährt dorthin größtenteils am Ufer eines hellrauschenden Flusses und hat majestätische, mit Holz bekleidete Berge vor sich.

Das Städtchen Landeck ist nicht sehr groß, liegt aber in einem schönen Tale. Es waren hier 140 Familien im Bade, die sich hier auf sehr mannigfaltige Art vergnügten. Man hat im Gesellschaftshause sehr gute Zimmer, und ich hörte hier ein sehr gewähltes Konzert. Ein hübscher englischer Garten dient den Badegästen vorzüglich zum Spaziergange, da die Badehäuser dranstoßen. Es herrschte hier ein weit freierer und ungezwungenerer Ton als in Lauchstedt (in Thüringen). Man läßt den Unterschied des Standes hier nicht merken. Es ist hier außerordentlich wohlfeil, und schon deshalb verdient das Bad vor vielen anderen den Vorzug. Es sind hier zwei warme Bäder. Zu den beiden Badehäusern über den Quellen steigt man auf Treppen hinab. In dem Wasser sind Bänke angebracht, auf die sich die Badegäste nach Belieben höher oder niedriger setzen können. In jedem Badekabinett zum Ankleiden ist eine Kanne mit gewärmtem Wasser angebracht.

Wartha ist ein höchst romantisches Fleckchen im Tal der Neisse. In dieser reizenden Gegend, die der bei Heidelberg ähnlich sein soll, hat sich an einem Felsen ein Einsiedler angebaut. Ich traf ihn vor dem Hause mit seinem Gebetbuch, und er empfing mich sehr freundlich. Er ging wie ein Kapuziner gekleidet, hatte einen langen Bart und war ganz so, wie man sich einen Eremiten vorstellt. Er hatte ein Häuschen mit Stube, Kammer und Küche; in der Stube waren viele Christus-, Marien- und Heiligenbilder, und sein Sarg nahm den größten Platz darin ein. In der Kammer stand sein Bett und ein kleiner Altar mit Totenköpfen und anderen Sym-

bolen des Todes. Aus dem kleinen Garten bei seinem Hause überreichte er mir einige Rosen; über seiner Wohnung am Felsen hat er durch große Gemälde viele Szenen aus dem Leben Christi vorgestellt. Dieser Einsiedler hat schon seit achtzehn Jahren dies einsame Leben gewählt — er hat nur einen treuen Hund zum Gesellschafter — und ist vorher Buchbinder gewesen. Es sind ihm gewisse Dörfer bestimmt, wo er sich etwas sammeln darf; auch nimmt er von den Fremden gern Geschenke. Solche Einsiedler gibt es noch sieben in der Grafschaft Glatz.

Frankenstein ist ein niedliches Städtchen; hier hat unser Halberstädter Regiment 1790 gestanden. Die Bewohner, freundliche, artige Leute, erinnerten sich mit Tränen in den Augen an unsere guten Landsleute und gewannen mich schon deshalb lieb, weil ich ein Halberstädter war. Ich hörte hier soviel Gutes von unserem braven Regiment, daß ich tief gerührt werden mußte und mich herzlich freute, Halberstädter zu sein. Jedem, der ins Wirtshaus kam, wo ich logierte, ward es bald kund getan, daß ich aus Halberstadt sei. Die Leute versicherten mir nach ihrer Gutherzigkeit und mit ihrem eigentümlichen Ausdruck, sie müßten noch immer flennen, wenn sie an die guten Soldaten dächten, die sie so gern immer um sich behalten hätten! — Anstatt daß sich, wie bei uns, die Frauenzimmer mit Stricken beschäftigen, sah ich hier die meisten Strohhüte machen.

Gnadenfrei ist allerliebste und höchst regelmäßig gebaut; neben jedem Hause ist ein hübscher Garten, vor der Tür stehen einige Bäume, und alles hat ein freundliches Ansehen. Dies will ich aber nicht gerade von ihren Bewohnern sagen; ihre Physiognomie hat zuviel Ernstes und Verstecktes, was wahrscheinlich ein Fehler der Erziehung ist. Mitten durch diese Herrnhuter Kolonie geht eine schöne Lindenallee nach dem Gottesacker. Gnadenfrei liegt in einer höchst fruchtbaren, wohlhabenden Gegend, die schon hinter Frankenstein anfängt und sich bis hinter Schweidnitz erstreckt. Hier fand ich den Wohlstand der Bauern noch größer als in unserer Provinz; sie besitzen noch mehr Acker, und der Boden ist vortrefflich, die Viehzucht in einem ausgezeichneten Zustande, und die Pferde sind noch größer und stärker. Ich zählte hier zwanzig schöne Bauernequipagen, deren Herren hier zur Kirche fuhren. Die Bauern haben hier ihren Wein im Keller und halten ihren Kindern Erzieher.

Höchst neugierig und voller Erwartung, eine schöne Stadt zu sehen, kam ich nach Breslau. Aber wie sehr irrte ich mich; denn ich fand enge Straßen, viel schlechte Häuser, Unregelmäßigkeit in der Bauart und überall Unordnung. Es ist wahr, daß es auch hier Häuser gibt, die Potsdam und Berlin Ehre machen würden; aber oft sieht man neben diesen elende kleine Häuser stehen, welches einen sehr üblen Eindruck macht. Große Misthaufen und allerlei Unrat aus der Wirtschaft findet man auf allen Straßen; Betten und Kleidungsstücke hängt man zum Trocknen aus den Fenstern. Die Enge der Straßen bei der großen Menge Menschen macht dies alles noch schlimmer. Sehr viele Kretschams, Bier- und Branntweinhäuser gibt es, an deren Türen immer ein langes, schmales Brett befestigt ist, wo auf der einen Seite ein Vers und auf der andern der Name des Wirts steht; diese Arme verdunkeln die Straßen und machen sie unansehnlich.

Breslau ist sehr volkreich; man muß sich nur immer durch die verschiedenen Menschen drängen. Von Bettlern wird man überall verfolgt. Für gesellige Freuden ist hinlänglich gesorgt. Der Prinz Hohenlohesche Garten (heut der Scheitniger Park), eine halbe Stunde von Breslau,

wird am häufigsten besucht. Die Alleen drin sind abwechselnd, und die Statuen gut gewählt. Noch mehrere Gärten werden fleißig besucht, und man trifft darin zu aller Zeit Menschen. Die Kirchen sind in Breslau, und unter diesen vorzüglich der Dom, merkwürdig. In einigen Kapellen sollen große Schätze sein, die aber niemandem gezeigt werden. Rings um den Dom sind die Wohnungen der Domherren, die größtenteils neu und schön sind, weil 1791 die meisten abbrannten.

Der Orden der Barmherzigen Brüder erregte meine vorzüglichste Aufmerksamkeit. Dieser Orden verdient gewiß alle mögliche Unterstützung. In dem reinlichen Krankensaale stehen 43 Betten für Kranke, die unentgeltlich Arznei bekommen und gepflegt werden. Für jedes Bett ist ein Kapital von 1000 Talern festgesetzt.

Jeder Kranke hat sein Bett, schläft auf einer Matratze und hat eine wollene Decke. Alle christlichen Religionsverwandten werden hier aufgenommen, und den Protestanten wird der Zutritt ihrer Prediger nicht versagt. Die Mönche studieren zugleich die Arzneikunde und Chirurgie, größtenteils in Wien, und es soll sehr geschickte Leute darunter geben. Außerdem hat das Kloster seine eigene Apotheke, aus der sehr viel verkauft wird, weil die Breslauer besonderes Zutrauen zu den Barmherzigen Brüdern haben. In den Kreuzgängen standen Fässer voll Proviant auf mehrere Jahre.

Die Zuckerraffinerie und Nähnadelfabrik erregten noch besonders meine Aufmerksamkeit; ich freute mich, daß viele Menschen dadurch beschäftigt werden und ihr Brot bekommen.

Die Gebäude des Jesuiterkollegii sind vortrefflich, und die Aussicht auf dem Observatorium über die Stadt und die umliegende Gegend ist schön. Auf dem Kollegium wohnen die Professoren, die hier ihren Unterricht geben, und viele Studenten, deren Zahl sich jetzt auf 900 beläuft.

Der Palast des verstorbenen Grafen Hatzfeldt (das heutige Oberpräsidium) verdient eher gesehen zu werden als manches große Schloß. Das kostbare Naturalienkabinett und die Gemäldesammlung des Domherrn, Grafen v. Matuschka, gehören unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Breslaus. Er hatte die Güte, mir alles persönlich zu zeigen; ich sah so recht die Freude des guten, alten Mannes dabei. Er selbst hat sehr viel gute Pastellgemälde verfertigt. Die Kleidung fiel mir hier nicht besonders auf; sie ist sehr verschieden, und die häßliche Mode mit den schwarzen Sammetkasketts hatte ich auch schon in mehreren schlesischen Städten gesehen. Eine heitere, frohe Laune herrscht hier, wie überhaupt in Schlesien, in allen Gesellschaften, gibt dem Umgange viel Angenehmes und fördert die Geselligkeit sehr.

Von Breslau nahm ich den geraden Weg nach Frankfurt an der Oder. Die Gegend wird bald hinter Breslau sandig. Alles war mit der Ernte beschäftigt. Man schnitt das Getreide größtenteils mit Sichel. Die Schnitterinnen halten den Reisenden mit einer ihnen eigenen Heiterkeit ein Seil vor oder werfen ihnen einen Strauß von Getreide und Kornblumen zu.

Das Städtchen Grünberg, zehn Meilen vor Frankfurt, hat eine reizende Lage und ist rings von Weinbergen umgeben. Es herrscht hier eine liebenswürdige Einfalt der Sitten. Staat in der Kleidung wird gar nicht gemacht, öffentliche Häuser (Wirtshäuser) kennt man nicht; da jeder Einwohner einen Weinberg hat, so hängt einer nach dem andern einen Kranz aus zum Zeichen, daß sich die Grüneberger bei ihm versammeln sollen...

RUNDSCHAU

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Herunter von den fiktiven Werten

Für diese Wochen einen besonderen „schlesischen“ Wirtschaftsspiegel zu schreiben, scheint ein nicht gerade produktives Beginnen. Mehr als irgendein anderes Ereignis der letzten Jahre hat die Finanzkrise gezeigt, daß die ganze deutsche Wirtschaft bis in die fernsten Winkel des Reiches untrennbar auf Gedeih und Verderben miteinander verknüpft ist, auch wenn man gar nicht an die Fragen um die Reichswährung denkt. Ebenso ist wohl jedem klar geworden, daß es sich, ob in Schlesien oder im Rheinland, immer wieder um die gleichen Probleme handelt, die eine einheitliche Lösung verlangen. Rein stimmungsmäßig hat der Osten höchstens den einen „Vorteil“: hier ist die wirtschaftliche Depression — nicht zuletzt auch aus dem Grunde des Kapitalmangels — schon seit recht langer Zeit bei einem Punkt angelangt, der uns davor bewahrt, neue Überraschungen gar zu sensationell zu nehmen.

Hier ist nicht der Ort, die allgemeinen Gründe der deutschen Krise in all ihren Einzelheiten zu erörtern oder den Fehlern nachzugehen, die in der allgemeinen öffentlichen wie privaten Wirtschaftspolitik zu ihr führten. Eine Erkenntnis, die die kritischen Tage gebracht haben, ist aber wohl gerade für unsere Verhältnisse recht wichtig. Es ist die der Inkongruenz des Apparats, des nominellen Kapitalmantels zu dem tatsächlichen Wirtschaftsumfang und den realen Werten.

In der vorigen Nummer wurde die Leinenfusion Kramsta - Methner u. Frahne erwähnt. Man hat bei ihrer Gelegenheit die Kapitalien der beiden Unternehmungen im Verhältnis von 1 : 20 zusammengelegt. Ähnliche „Sanierungen“, wenn auch nicht in dem gleichen Umfang, sind in den letzten Jahren vielfach auch bei anderen Betrieben vorgenommen worden. Der buchmäßige Sanierungsgewinn pflegt dann meist zur Beseitigung der bilanzmäßigen Verluste verwendet zu werden.

Es wird nun mit einem Mal weitesten Kreisen deutlich, daß ein sehr großer Teil der deutschen Gesamtwirtschaft überkapitalisiert ist, daß den großen in den Büchern stehenden Aktien- oder Betriebswerten schon lange nicht tatsächlich vorhandene und realisierbare Werte entsprechen, was man vielfach durch die Hereinnahme mehr oder weniger kurzfristiger fremder Mittel überdeckte. Wenn diese eines Tages wieder abwandern, klappt eben die große Lücke.

Ein bißchen zynisch ausgedrückt und mit allen Vorbehalten, die für derartige Formulierungen gelten, kann man beinahe feststellen: die großen Defizite sind die Folge der wissenschaftlichen Betriebslehre. Hätte nicht die nationalökonomische Wissenschaft so viele Werte stabilisiert und unser Aktienrecht auf dem Gewissen, man würde nicht über ihre „Verschleuderung“ klagen. Immerhin sei es zur Ehre der Bilanzwissenschaft gesagt, sie hat auch den Begriff der Abschreibungen erfunden und damit wenigstens eine gewisse Gelenkigkeit in die Buchführung gebracht.

Bei gesellschaftlich betriebenen Unternehmen kann man sich notfalls mit Sanierungen in Form von Kapitalzusammenlegungen oder mit Abschreibungen behelfen. Nicht so bei dem größten Sorgenkind des Ostens, bei der Landwirtschaft. Zwar ist man auch hier vom Wehrbeitragswert zum berichtigten Wert, zum Einheitswert usw. gekommen, aber Sanierungen können hier doch nur durch bare Kapitalzuschüsse oder durch Konkurse erfolgen. Die baren Zuschüsse, die Subventionen, Entschuldungen oder wie sie sonst heißen mögen, können nur dazu dienen, die Fiktion eines höheren Wertes, als er tatsächlich vorhanden ist, aufrechtzuerhalten. Die Konkurse und Zwangsversteigerungen bieten nur dem ersten Gläubiger einige Chancen und machen andere wieder unverhältnismäßig notleidend. Kein Wunder also, daß Immobilier-Kredite immer teurer und immer seltener werden und ihrerseits oft wieder neuen Ruin heraufbeschwören.

Man wird es keinem Landwirt verdenken können, wenn er sich entschieden dagegen verwahrt, sein für vieles Geld erworbenes Gut nur noch mit einem Bruchteil der beim Kauf und während der Bewirtschaftung investierten Summen bewerten zu lassen. Schon deshalb nicht, weil das ganze auf dem alten Wert aufgebaute Hypothekengebäude dann zusammenstürzen müßte und die Hypothek auch heute noch fast das einzige Mittel für den Landwirt ist, die notwendigen Betriebskredite zu erhalten. Trotzdem wird es immer notwendiger, in dieser Richtung offenerherzige Aufklärungsarbeit zu leisten. Nach dem Stande der Landwirtschaft der Welt zu urteilen, wird es auf abschbare Zeit nicht möglich sein, die landwirtschaftlichen Ertragnisse in ein einigermaßen positives Verhältnis zu den (eben fiktiv gewordenen) Anlagewerten zu bringen. Daran werden auf die Dauer weder Maßnahmen der Zollpolitik noch Notstandsaktio-

nen für die Landwirtschaft etwas ändern können. Die letzten Jahre haben in Deutschland gelehrt, daß Millionen und aber Millionen öffentlicher Gelder in die landwirtschaftlichen Betriebe mit immer wieder negativem Erfolg gesteckt worden sind, wenn man sie nicht zum teilweisen Ausbau verwandte. Man wird eines Tages dahin kommen müssen, in durchaus brutaler Form abzuschreiben, durch einen, wenn auch schmerzhaften, Eingriff die Funktionsstörungen zu beseitigen. Je länger man damit wartet, um so schwieriger kann die Operation werden, um so fraglicher die Heilungsaussichten. Höchste Zeit scheint es, sich wenigstens theoretisch über die notwendigen Schritte in dieser Richtung klar zu werden und in der

Praxis unwirksame und höchst kostspielige Maßnahmen rechtzeitig abzustoppen. Der Augenblick, für diese Dinge um Verständnis zu werben, ist vielleicht jetzt, wo man im ganzen ernste Einkehr halten muß, nicht ungünstig.

Eine Patentlösung der Wirtschaftskrise würde das allerdings nicht bedeuten. Immerhin würde sich nach Durchführung solcher Maßnahmen manches einfacher und wohl auch besser ansehen. Vor allem aber könnte ein solcher allgemeiner „Zwangsvergleich“ lange genug betriebene Fehlinvestitionen, „verlorene“ Zuschüsse (die das nicht nur für die gebende öffentliche Hand, sondern oft auch für den Empfangenden sind) eindämmen.

Darge

Theater

Im vergangenen Jahre ist um diese Zeit schon wieder eifrig geprobt worden für den neuen Spielzeitbeginn Mitte August. Diesmal wird man die Sprechbühnen erst am 1. September eröffnen und am 31. Mai schließen. Die Verkürzung auf eine neunmonatige Spielzeit hat sich aus der wirtschaftlichen Lage ergeben: damit auch die Begrenzung der Personalverträge. Die aus künstlerischen und sozialen Gründen allgemein begrüßte Einführung der ganzjährigen Engagements ist also leider nur von kurzer Dauer geblieben. Die tiefgreifenden Veränderungen im Ensemble hängen damit zusammen; denn es wird nun schwieriger, erste Kräfte für längere Zeit an unsere Institute zu binden, und es wird mit häufigerem Wechsel gerechnet werden müssen. Dem Theater, das rege Bluterneuerung zu seinem Leben braucht, muß daraus gewiß kein Nachteil erwachsen, wenn nur eine Engagementspolitik verfolgt wird, die auch bei begrenzteren äußeren Mitteln jene hochwertige Ensemblearbeit fortführen läßt, die unsere Vereinigten Theater unter Barnay auszeichnet.

Das abgelaufene Jahr brachte in beiden Theatern 40 Werke mit 710 Aufführungen. Die Zahlen besagen nichts, die Stoffe alles. Wenn dabei die beiden Extreme bezeichnet werden durch den Schwank „Konto X“ mit 43 und Kolbenheyers Drama „Die Brücke“ mit fünf Aufführungen, so wird es abermals klar, wie wenig das Theater auf leichte Unterhaltungsware verzichten darf, um gewichtigere Aufgaben überhaupt erfüllen zu können. Im allgemeinen war das Jahr an künstlerischen Ereignissen ärmer als seine Vorgänger; das liegt zum Teil an der unergiebigsten Zeitproduktion, aber auch an dem immer noch unsicheren Verhältnis zur Tradition, ohne die noch kein Theater leben konnte.

Die in den letzten Jahren vielerörterte Frage der Besitz- und Betriebsverhältnisse der Vereinigten Theater ist in den schweren Kämpfen der Stadt um ihren wirtschaftlichen Bestand zum Schweigen ge-

kommen. Wenn auch die beteiligten Stellen sich immer wieder mit dem Plane einer Neuregelung befaßten, so hat doch zunächst die akute Krise des Stadttheaters im vergangenen Jahre alle Sorge beansprucht; Staat und Reich haben damals ihre Hilfe an die Bedingung geknüpft, daß sich die Stadt nicht durch den Ankauf weiterer Theatergebäude belaste. Nun sind in den letzten Monaten Veränderungen eingetreten, die der ganzen Frage eine neue Wendung gaben. Durch den Tod der Eigentümerin des Thaliatheaters kam dieses Haus an die Oddfellow-Loge als Erbin, von der noch nicht bekannt ist, ob sie es weiterverkaufen wird, oder ob sie als neue Verpächterin in den Vertrag mit der „Vereinigten Theater G. m. b. H.“ eintreten wird. Jedenfalls hat es die Gesellschaft weiterhin mit zwei Hauseigentümern zu tun; das Thaliatheater als das baulich minderwertige gänzlich abzustoßen, scheint nicht erwogen zu werden, da die Besucherverteilung der Volksbühne auf das zweite Haus nicht verzichten läßt und da ferner die Gefahr einer privaten Konkurrenz nicht abzuweisen wäre.

Die gleiche Gefahr droht von anderer Seite. Das bisher der Operette dienende „Schauspielhaus“ soll Mitte August zur Zwangsversteigerung kommen. Damit entsteht die Frage, ob die Stadt — wenn sie dazu imstande ist — diese Gelegenheit nutzen soll, die dem Operettenspielplan des Stadttheaters immerhin schädliche Konkurrenz des privaten Operettenbetriebes zu beseitigen und das Haus unter den günstigsten Bedingungen zu erwerben. Für die Vereinigte Theater G. m. b. H. käme ein Interesse an diesem Hause nur in Frage, wenn gleichzeitig auf das Thaliatheater verzichtet würde.

Lobetheater und Schauspielhaus zusammen wären für die Barnay-Bühnen eine wesentlich verbreiterte und verbesserte Grundlage für ein differenziertes Spielplan-system.

Gleichviel, wie nun diese Fragen gelöst werden: zwei

Dinge müssen verhindert werden. Einmal die Gefahr, daß ein Institut, das unter Dr. Loewes Führung auch im heiteren Genre ein unbestreitbar gutes Niveau hielt und im Rahmen der Breslauer Theaterkultur eine Aufgabe erfüllte, zu einem überflüssigen Vergnügungsbetrieb herabsinkt. Und zweitens, daß Dr. Theodor Loewe selbst in hohem Alter unverschuldet seiner letzten Existenzmittel beraubt wird. Dieser Name bedeutet für die Geschichte des Breslauer Theaters zuviel, als daß die Stadt zusehen dürfte, wie er auf

die Liste der gänzlich Verarmten gerät. Dr. Loewe hat mit beinahe übermenschlicher Kraft jahrelang gegen den Zusammenbruch gekämpft und noch unter Opferung seines Vermögens versucht, das Niveau seines Instituts auf einer der Stadt würdigen Höhe zu halten. Die Stadt wird es nicht zulassen können, daß der Lebensabend des Mannes voll Sorge und Not bleibt, der einst eine ihrer glänzendsten Theaterepochen aufgebaut und ihren Namen durch ganz Europa getragen hat.

Hans Hermann Adler

Bildende Kunst

Berliner Sommerausstellungen

Moderne Auktion — Oswald Herzog — Novembergruppe

Arbeiten verschiedener Künstler, ausnahmslos aus dem Besitz der Urheber, hat Paul Graupe vereint, um sie unter dem Motto der Künstlerhilfe zu versteigern. Hauptsächlich scheinen Maler und Bildhauer aus dem Kreise der Berliner Sezession aufgefördert worden zu sein. Die Firma hat auf jede Provision verzichtet. Auch der Katalog wurde gestiftet. Die eingehenden Beträge sollten den Künstlern ganz zugute kommen. Gleichzeitig wollte man Preise feststellen, mit denen in dieser schlechten Zeit gerechnet werden kann. Überall wurde Propaganda gemacht, so daß dieser für Deutschland neuartige Versuch nach Pariser Muster eigentlich hätte gelingen müssen. Leider war freilich der Zeitpunkt in den besonders stillen Sommermonaten nicht sehr glücklich gewählt, und leider stellten die meisten Arbeiten wirklich keine Höchstleistungen der betreffenden Künstler dar. So wurde denn das Ergebnis trotz überaus starkem Andrang des Publikums wenig befriedigend. Das meiste scheint zwar Abnehmer gefunden zu haben, aber durchschnittlich nur bei etwa 10 Mark über dem Limit, d. h. stets weit unter der Schätzung. — Zum Interessantesten gehörten drei Arbeiten Willy Jaeckels, ein Blumenstück, ein Mädchenbildnis und ein besonders gut komponierter weiblicher Halbakt. Georg Muche, der demnächst seine Breslauer Professur antreten wird, hatte drei zarte, sehr reizvolle Bilder beigeleuchtet. Der „Hof in Ascona“ war ein schönes Aquarell von Wolf Röhricht, der „Boxer“ eine der reich bewegten Stuccoplastiken von Renée Sintenis (siehe unsere Abb.).

Ähnlichen sozialen Zwecken dient eine Ausstellung der deutschen Kunstgemeinschaft, die Werke von Künstlern zeigt, die durch den Glaspalastbrand geschädigt wurden. Darunter finden sich vier meist kleinere Blumenstücke von Röhricht. Drei zeigen die gewohnten, leuchtenden Farben, das vierte ist ein interessanter Versuch, der von Röhrichts sonstiger Art abweicht. In matten Tönen, freilich unverkennbar aus der Skala dieses Malers, hat er einen A sternstrauß

weiträumig in ein hohes Glas gestellt, stark abgehoben von dem leicht getönten dunkelrosa Grund. Auch Eugen Spiro ist mit vier Arbeiten vertreten, einem großen liegenden „Akt auf Dachgarten“ von 1927, einem Blick über die Dächer New Yorks und zwei südfranzösischen Landschaften, die ihm nun einmal weitaus am meisten liegen. Es ist die „Straße in Martigues“ und der „Fischerquai von Concerneau“. Dazu gesellen sich einige Plastiken von Oswald Herzog, von dem die Kunststube Anfang dieses Jahres eine Kollektivausstellung veranstaltet hat. Den Anlaß bot damals sein fünfzigster Geburtstag (Herzog ist 1881 in Haynau geboren worden). Jetzt sieht man vor allem eine gute Holzplastik „Schmerz“ im kubistisch-geometrischen Stil dieses Künstlers. Die zarten Formen des Körpers bäumen sich in ohnmächtigem Leid empor. Daneben stehen drei Fayencen, „Liegende“, „Traum“ und „Adagio“, ebenfalls schlanke Gestalten. Sie sind zwar greifbarer und mehr gegenständlich gebunden als seine sonstigen Werke, aber auch von dem Rhythmus lebhaftester Bewegung getragen, den Herzog besonders zu meistern versteht. Drei weitere, mehr abstrakte Werke, „Tragik“, „Ekstase“ und „Auftakt“ finden sich in der großen Berliner Kunstaussstellung. Wieder an anderer Stelle werden zwei etwas ältere Werke desselben Bildhauers gezeigt in einer Ausstellung, die die Novembergruppe in den neuen Räumen des Vereins Berliner Künstler veranstaltet. Während die Bronze „Entfliehen“ eine höchstpotenzierte Gestaltung stärkster Bewegung ist, zeigt die Holzplastik „Verzückung“ die gute Verwendung des Kubus zur Darstellung der ekstatischen Expression. Diese Ausstellung der Novembergruppe erfreut besonders, weil sie fast alle wichtigen Kräfte heutigen Kunstschaffens zusammenfaßt, was leider sonst auf Berliner Veranstaltungen immer mehr unterbleibt. Schlesien ist hier freilich nur in der Plastik vertreten, braucht sich aber gerade hierin wirklich nicht zu schämen. Neben Herzog stellt Oskar Schlemmer eine interessante Holzskulptur, wozu



Renée Sintenis: Der Boxer

Aus der Ausstellung bei Paul Graupe, Berlin

sich im „sitzenden Mädchen“ eine der lyrisch-zarten talentvollen Bildwerke von Joachim Karsch gesellt. Dieser Überblick über plastische Arbeiten schlesischer Künstler, den man jetzt in Berlin gewinnen kann, wird noch abgerundet durch eine größere Folge der zarten anmutigen Werke von Renée Sintenis, die Flechtheim seiner Sommerausstellung beigefügt hat. Die schon genannte „Große Berliner Kunstausstellung“ im Schloß Bellevue zeigt wie üblich das Bild größter Uneinheitlichkeit, in dem manches Gute zwischen

viel Mittelmäßigem und auch Minderwertigem unterzugehen droht. Allerlei Schlesisches ist auch dort verstreut. Neben den erwähnten Skulpturen Oswald Herzogs finden sich u. a. Bilder von Balushek und Kardorff, ferner ein anspruchsloses, aber ganz hübsches Bildchen „Spreemöwen“ der Grete Bernstein-Landsberg. Das große „Stilleben mit Amaryllis“ und die schöne Ansicht der Friedrichsgracht von Röhricht seien noch besonders genannt.

Max Goering.

Schlesische Stammeskulturarbeit

Die 7. Schlesische Kulturwoche, die vom 2. bis 6. Juli in Neutitschein stattfand, bildet den vorläufigen Abschluß einer siebenjährigen, zielbewußten Stammeskulturarbeit, die, aus einer Besprechung in kleinstem Kreise im November 1924 entstanden, zunächst den ganzen Südrand der Sudeten planmäßig entlanggegangen ist. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der bisherigen Schlesischen Kulturwochen, das gesamt-schlesische Stammland als kulturelle Gemeinschaft seiner drei politisch getrennten Räume klar herausgestellt zu haben. Von den 3½ Millionen Sudetendeutscher, wie man jetzt nicht bloß die am Gebirgsrande wohnenden, sondern alle Deutschen in den drei früheren Kronländern Böhmen, Mähren

und Österreich-Schlesien bezeichnet, sprechen etwa 1½ Millionen einen schlesischen Dialekt, und diese dem schlesischen Stamme angehörenden Sudetendeutschen, die das Land von Reichenberg bis Oderberg bewohnen, bilden eine untrennbare kulturelle Einheit mit den reichsdeutschen Schlesiern und den jetzt gewaltsam von diesen abgetrennten deutschen Bewohnern von Ostoberschlesien. So ist der große schlesische Neustamm in Preußisch-Schlesien, Tschechisch-Schlesien und Polnisch-Schlesien wohnhaft, aber trotz der politischen Grenzen eine blut- und bodenmäßige Schicksalsgemeinschaft, die von größter Bedeutung ist für das gesamte deutsche Volkstum in seiner Blickrichtung nach Osten.



Bei der 7. Schlesischen Kulturwoche in Neutitschein wurde zur Erinnerung an Eichendorff, der in dem benachbarten Schloß Sedewitz seinen Sommersitz hatte, ein Denkmal „Der Taugenichts“ von Bildhauer Leopold Hohl errichtet

Dieser gesamtschlesische Raum, wie er neuerdings immer allgemeiner bezeichnet wird, bildet also das Tätigkeitsfeld der Schlesischen Kulturwochen, deren planmäßige Arbeit, von sehr vielen Seiten in dankenswerter Weise unterstützt und anerkannt, schon reiche Erfolge gezeitigt hat.

Auf allen diesen Tagungen wurde die Gemeinsamkeit des schlesischen Stammlandes in wissenschaftlichen Vorträgen grundlegend erörtert, aus deren Fülle als besonders wichtig hervorgehoben seien die Ausführungen von Ernst Schwarz über Schlesische Sprachgemeinschaft (Schles. Jahrb. I, S. 17ff.), von Wilhelm Volz über den Sudetenraum (Schles. Jahrb. IV) und von Hermann Aubin über die geschichtlichen Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume (Schles. Jahrb. III, S. 70ff.). In planmäßiger Fortsetzung der bisher geleisteten Arbeit waren auch die Vorträge in Neutitschein festgesetzt worden. So sprach Prof. Pfitzner-Prag über die Besiedlung des gesamtschlesischen Raumes und zeigte daran das schlesische Stammeswerden infolge der gleichen Herkunft der mittelhochdeutschen Siedler im 13. Jahrhundert, so daß sich eine gemeinschlesische

Mundart noch im Mittelalter ausbildete. Geheimrat Kornemann-Breslau gab von europäischem Blickpunkte eine großzügige Schau des gesamtschlesischen Raumes, der schon im Altertum eine Einheit bildete als Sitz der hochzivilisierten Kelten, die nach der neuesten Forschung diesseits und jenseits der Sudeten wohnten, ebenso wie später die vorslawischen Germanenstämme nicht vor Wald und Berg zurückschreckten, sondern herüber- und hinüberfluteten. Die Mährisch-Schlesische Pforte war das große östliche Einfalls- und Ausfallstor in der spätantiken und frühmittelalterlichen Geschichte, und der schlesische Raum erhält seine besondere Bedeutung für Europa dadurch, daß die große deutsche Ostvorschübung in dieser Gegend zum Stehen gekommen ist und er so für immer das Grenzland des Deutschtums wurde. Über diese und die anderen Vorträge und sonstigen Darbietungen ist ausführlich in den Tageszeitungen berichtet worden, so daß es sich erübrigt, an dieser Stelle auf alles einzugehen; die Vorträge werden nebst einem Berichte über die ganze Tagung im Wortlaut veröffentlicht in dem im Herbst bei Wilh. Gottl. Korn erscheinenden vierten Bande des Schlesischen Jahrb.

buchs, das die in den Kulturwochen geleistete Arbeit literarisch festlegt und in weitere Kreise zu tragen bestimmt ist.

Alles in allem reihte sich die 7. Schlesische Kulturwoche würdig den vorangegangenen an dank des zahlreichen Besuches aus dem Reiche und der bewußten freudigen Anteilnahme der Bewohner des gesamten Kuhländchens und des übrigen Sudetengebietes. Es zeigte sich mit aller Deutlichkeit, daß hüben und

drüben der Stammlandgedanke festen Fuß gefaßt hat und die schlesische Stammeskulturarbeit rüstig fortschreitet.

So konnte der Gesamtausschuß, froh des Erfolges, den er auf sudetendeutschem Boden erreicht hat, den Beschluß fassen, ihn vorläufig zu verlassen und, freundlicher Einladung folgend, die nächste Schlesische Kulturwoche in Oberschlesien zu veranstalten.

B. Schneck.

Sport

Dem Andenken Werner Krügers

Ein Forsthaus im Buchenwald bei Lübeck war seine Heimat. Von seinen Vorfahren hatte er die unverwüstliche Lebenskraft und den Humor geerbt. Den Schüler einer höheren Lübecker Lehranstalt zog es unwiderstehlich von der Schulbank weg zum Sport. Es war die heroische Zeit des Radrennsports Ende des vorigen Jahrhunderts, als das Fahrrad die Entwicklung des Motorrades und des Autos vorbereiten half. Ein abenteuerlicher Glanz umstrahlte damals die Namen der Helden des Zements, jeder fühlte das Neue und Zukunftsweisende einer technischen Entwicklung. Der Pennäler Werner startet heimlich unter fremdem Namen. Nach guten Erfolgen erhält er die elterliche Erlaubnis, wird Berufsfahrer, schließlich Schrittmacher. Er wird ein Vorkämpfer des Motorensports. 32 Jahre ist sein Name mit dem deutschen Radrennsport unlöslich verbunden. Die berühmtesten Rennfahrer vertrauen sich seiner Führung an. Er ist in Berlin so populär wie in Paris. Ein glänzender Plauderer, ein trinkfester Kamerad, dessen größte Freude es ist, seine Freunde zu bewirten, versteht er es dennoch, sein Geld zusammenzuhalten. Schließlich will er vom Zement los, will bürgerlich sesshaft werden. Nun tritt er in engste Verbindung mit dem Breslauer Radsport. Breslau hatte eine blühende Sportstätte in Grüneiche, verwaltet vom Verein für Radrennen. Und dann war noch eine Winterbahn da, die mit schwachen Programmen nur geringe Erfolge erzielt hatte. Krüger wird 1925 sportlicher Leiter. Seitdem setzt ein Aufschwung der Breslauer Sportarena ein, der sie in der ganzen Welt bekannt gemacht hat. Krüger, der Mann vom Bau, der alle Rennfahrer seit einem Menschenalter persönlich kennt, bringt die besten Programme in Europa. Die berühmtesten Namen stehen auf der Startliste. Leute wie Girardengo, Piet van Kempen wußten, daß es in Breslau nicht viel zu verdienen gab, aber sie kamen ihrem Freunde Werner zu Liebe. Krügers Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Der Ruf der Sportarena, der Ruhm, die besten Rennen zu bringen, ging ihm über den finanziellen Ertrag. Mit geheimnisvoller Miene zeigte er oft seinen Freunden sein Notizbuch mit dem Entwurf einer Startliste,

deren Finanzierung wir für unmöglich erklärten, und die er doch zustande brachte. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Er hat das Breslauer Radsportpublikum anspruchsvoll gemacht, es begann zu nörgeln und die Fahrer schlecht zu behandeln.

Krüger übernahm auch die Breslauer Sommerbahn, als der Verein für Radrennen in Schwierigkeiten geriet; er hoffte mit seinem Namen und seinem Können einen neuen Aufschwung erzwingen zu können, aber die wirtschaftlichen Verhältnisse waren stärker als er. Die Rennen brachten ihm keinerlei Überschuß. Und doch gab er nicht nach, denn der Radsport hielt ihn fest. Im vorigen Sommer bestieg der 52jährige wieder die Schrittmachermaschine, da sein Vermögen zusammengeschnitten war. In kurzer Zeit wurde er wieder der alte Schrittmacherkönig. Er führte im vergangenen Sommer Krewer zum Erfolge, in diesem Jahre Thollembeck. Am 2. Juli, beim Abendrennen in Grüneiche, haben ihm die Breslauer zum letzten Male zugejubelt. Ein Rennen, wie wir es seit Jahren nicht mehr gesehen hatten: Krüger, unwiderstehlich im Angriff, führt Thollembeck an allen Gegnern vorbei, greift in jeder Position an. Nur einen Gegner hat er, der ihm gleichwertig ist: Schön hinter Gedamke. Krüger und Gedamke liegen rundenlang dicht nebeneinander, sie kennen keine Gefahr, nur der Gedanke beherrscht sie, ihren Fahrer nach vorn zu bringen. Krüger zeigt sich in diesem Kampf als der Meister. Am 13. Juli treffen die Gegner in Köln wieder aufeinander. Wieder sucht Gedamke mit allen Mitteln Krüger am Vorbeikommen zu hindern. Aber diesmal prallen durch eine Unebenheit der Bahn die beiden Motoren aneinander, die Fahrer überschlagen sich, aber nur Krüger ist ernstlich verletzt. Noch einmal zeigt sich der echte Werner Krüger: im Krankenhaus, so melden die Kölner Zeitungen, ulkt er mit den Ärzten und erklärt, bestimmt am Mittwoch in Hannover starten zu wollen. Aber nach einigen Tagen treten innere Blutungen auf, die seinen Tod herbeiführen.

So stirbt er in den Sielen; dieses Kämpferherz durfte nicht altern. Für seine Freunde, für den Breslauer Radsport ist er unersetzbar.

Bücher

Dr. Ernst Boehlich, Bibliographie der schlesischen Volkskunde. 1. u. 2. Halbband. Breslau, Priebe's Buchhandlung 1929 und 1930 (Schles. Biographie, herausgeb. von der histor. Kommission für Schlesien III 1 u. 2) XXXII und 877 S., geh. RM. 30,—).

Auf fast 900 Seiten mehr als 10 000 Namen und Titel — ein Werk, das ausschließlich für die strengste Wissenschaft gemeint scheint. Und doch ist es gut, wenn möglichst viele in Schlesien von dem Dasein dieses großen Nachschlageswerkes erfahren. Volkskunde baut auf der Mitarbeit weitester Volkskreise auf; sie braucht Freunde und Helfer im ganzen Land. Diese Freunde und Helfer aber wollen nicht immer nur sammeln und einsenden; gerade die besten unter ihnen möchten sich gelegentlich auch selber eine Vorstellung von der Wissenschaft bilden, der sie so selbstlos dienen.

Die vorliegende Bibliographie weist ihnen den Weg dazu. In imponierender Fülle breitet sie vor dem Leser aus, was auf den verschiedensten Gebieten volkskundlicher Forschung im ganzen schlesischen Raum bisher gearbeitet ist: Sprache des schlesischen Bergmanns, Holzkirchen, Pfefferkuchenformen, Hausinschriften, Erntebrauch, Kinderspiel, Himmelsbriefe, Todaustreiben, die heilige Kümmeris, Straßennamen, Hirtenruhe, Wiegenliedchen, Dreikönigspiel, Sagen vom Alten Fritz — was immer einer sucht, immer findet er, durch ausführliche Verfasser-, Orts- und Sachverzeichnisse unterstützt, schnell und leicht, was über das Gesuchte in Schlesien bisher bekannt ist, darüber hinaus meistens auch einige Hinweise, wie es sich in die entsprechenden Teile der großen deutschen Volkskunde einordnet.

Für Ergänzungswünsche ist es zu spät; aber es wird ja auch niemand, der die aller menschlichen Arbeit gesteckten Grenzen kennt, von einer Bibliographie Lückenlosigkeit erwarten oder gar verlangen. Was Boehlich uns hier geschenkt hat, ist ein Ehrenmal schlesischer Arbeit und verdient unseren uneingeschränkten Dank. Dieser Dank wird sich vor allem darin zu erkennen geben müssen, daß die „Bibliographie der schlesischen Volkskunde“ in den Bibliotheken möglichst vieler Städte und möglichst vieler Bildungsinstitute allen Freunden und Helfern der Volkskunde im weiten Schlesierlande zur Verfügung gestellt wird.

F. Ranke.

Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. Kreis Jauer. Breslau, Priebe's Buchhandlung, 1930. Quartformat. 348 Seitens. Von den Inventaren der nicht staatlichen Archive Schlesiens, deren Publikationsreihe Conrad Wutke 1908 mit der Veröffentlichung der Urkunden aus den Kreisen Grünberg-Freystadt begonnen hatte, gibt

Archivrat Dr. Erich Graber im Auftrage der historischen Kommission nun den siebenten Band heraus. Dieses inhaltvolle Werk enthält das Quellenmaterial des Kreises Jauer, der Landgemeinden und Güter, der Stadt Jauer, der Fürstentumslandschaft, der Kirchen und Schulen, der Zünfte, der Schützengilde, auch was von der einmal sehr wertvollen Bibliothek in Lobris nach der bedauerlichen Veräußerung der besten Stücke noch übrig geblieben ist. Urkunden, 671 von der Stadt Jauer allein, 669 davon in Originalen, Akten, Stadtbücher, Schöffenbücher. Archivalisch wieder eine höchst aner kennenswerte, wissenschaftliche Leistung des bewährten Forschers. Grade solche Quellenpublikationen, die vorliegende bestätigt es wieder aufs neue, sind überaus wertvoll. Hier werden die Bestandteile städtischer Archive vielfach zum erstenmal von kundiger Hand geordnet. Ein sorgfältiges Orts- und Personenregister ermöglicht auch dem Nichtfachmann die gewinnbringende Benutzung. Das reichhaltige Sachverzeichnis ist eine wahre Fundgrube für Kulturhistoriker, Volkskundler, Familien- und Namensforschung. Auch den Behörden wird für die in dankenswerter Weise aufgewendeten Druckzuschüsse reiches Entgelt: diese Inventare dürften willkommene Nachschlagebücher in allen strittigen Rechtsfragen sein. Der Geschichtsforscher mag insbesondere die umfassende Übersicht über die Stadtbücher begrüßen. Grade das Jauersche Archiv ist ja an Stadtbüchern besonders reich. Es besitzt deren nicht weniger als 285; darunter die berühmten Wachs tafeln aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, urwüchsige Stadtbücher nach dem Vorbilde der altrömischen Schreiftafeln (tabellae). Grade die Stadtbücher, das möchte der Referent auch an dieser Stelle einmal stärker unterstreichen, sind für die Stadtgeschichtsforschung viel wichtiger als Urkunden und Akten, die ja zumeist nur Aufschlüsse über trockene Rechtsvorgänge geben. Hier pulsiert das ganze mannigfaltige, reiche Wirtschafts- und Kulturleben einer Gemeinde. Die Stadtschreiber, die diese Bücher führen, sind Gerichtsschreiber, sie führen die Protokolle des sitzenden Rates, sie sind Vorsteher der Kanzleien, besorgen den Briefverkehr, vertreten als Abgesandte ihre Kommune in lebenswichtigen Fragen. Sie sind Männer von Wissen und Bildung, homines litterati; auch historisch interessiert. Ihnen steht als den Vorstehern der Kanzleien das gesamte Material an Urkunden und Akten zur Verfügung. Und so flechten sie in ihre Berichte historische Notizen ein, geben farbenprächtige Zeitschilderungen im kleinen, sind wohl auch, wie Johannes Frohn in Namslau, der Görlitzer Stadtschreiber Johannes Haß in Görlitz und Ambrosius Bitschen in Liegnitz, beachtenswerte Vertreter der seit dem 15. Jahrhundert in Schlesien

aufblühenden Laienhistoriographie. Aus diesen Quellen sollte man viel mehr noch, als es bisher geschehen, unsere Stadtgeschichten aufbauen. Erich Graber bereitet ein Quellenwerk über Neisse vor; die alte Bischofsstadt ist ja an archivalischen Schätzen nicht minder reich. Wir sehen dieser geplanten neuen Publikation mit Spannung entgegen. *Gustav Schoenaich.*

Gerd Dettmann. Johann Joachim Busch, der Baumeister von Ludwigslust. Carl Hinstorffs Verlag, Rostock 1929.

Wie ganz allgemein der Norden und Osten Deutschlands sich dem sachlich-klaaren Klassizismus mit einer ganz besonderen Frühe erschließt — in Schlesien ist Langhans der richtungweisende Architekt — so hat auch Mecklenburg damals einen bedeutenden Baumeister hervorgebracht: Johann Joachim Busch (1720—1802). Er ist der Erbauer der Kirche und des Schlosses in Ludwigslust, der Erbauer ferner der kleinen stillen Wohnhäuser, die in ihrer betonten Ziegeltechnik eine Art Backstein-Klassizismus vertreten. Über diesen Künstler veröffentlicht Gerd Dettmann eine reich illustrierte Schrift, die uns das Werk des Architekten klug erklärend vor Augen führt und die — darin liegt ein besonderes Verdienst des Buches — dieses Werk in das allgemeine Bauschaffen des 18. Jahrhunderts zu gliedern weiß. *Landsberger.*

Liederfibel, 2. Teil. Kinderlieder in Bildnoten, dargestellt von Heribert **Grüger**, Bilder von Johannes **Grüger**. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt.

Musikerziehung! Das ist etwas, wovon die Großen jetzt soviel reden, wovon aber die Kleinen so wenig wie möglich merken sollen. Sie sind, besonders was die Musik anlangt, gar nicht fürs „Erziehen“, desto mehr sind sie für Freude. Willst du, daß deine Kinder jubelnd und glücklich singen, dann gib ihnen die Liederfibel in die Hand. Die ganz Kleinen, die noch nicht lesen können, werden sich auf die Bilder stürzen. Dann singe ihnen die Lieder vor, die zu den Bildern gehören, du wirst staunen, wie schnell sie alles nachsingen können. Das Bild allein ist für sie eine lebendige Tonschrift. Die Größeren, die in der Schule schon Tonika-, Do, Tonworte oder Noten gelernt haben, singen die Lieder von den richtigen Noten ab und freuen sich unbändig, wenn sie sehen, wie in den Bildern die Melodie wiederkehrt, wie sie Leben bekommt. Es wird nicht lange dauern, da malen sie selber Bilder zu den Liedern, die sie irgendwo gelernt haben. Sie spielen Gebrüder Grüger. Und die ganz Großen, und die Alten bekommen Lust mitzuspielen. Im Hause klingt und singt es, als wäre der freundliche Geist des Liedes in persona eingezogen. Der erste Teil der Fibel ist längst ausgesungen. Da bringt das neue Jahr einen zweiten auf den Tisch. „Maikäfer fliege“, „Häschen in der Grube“, „Ri ra rutsch“,

„die goldne Brücke“ und eine Menge andre Lieder stehen drin. 18 Stück sind es. Die reichen für eine ganze Reihe langer Winterabende. *Bilke.*

Oskar Guttman: Hafis, eine Liederreihe. Mainz, Verlagsanstalt Deutscher Tonkünstler A. G.

Oskar Guttman, der früher in Breslau tätige Tonkünstler und Musikschriftsteller, hat 13 Hafislieder in Nachdichtungen von Hans Bethge für eine hohe Singstimme und Klavier vertont. Es sind musikalische Deklamationen, die den Schwung der Sprache steigern, die den Humor in all seinen Feinheiten und Tiefen leuchten lassen, die den Überschwang des Gefühls in kühne Tonfolgen übertragen. Daß Mittel und Formen des Komponisten modern sind, ist selbstverständlich. Aber hier heißt modern sein nichts anderes als selbständig sein. Die Wiedergabe verlangt Künstler von großer musikalischer Intelligenz. Die Wirkung dürfte am stärksten sein, wenn die Gesänge in geschlossener Folge aufgeführt werden, weniger um des Inhalts willen; aber sie machen als Ganzes den Eindruck einer Einheit von musikalischer Logik. Das Vielgestaltige steht unter dem Imperativ einer geschlossenen Eingebung. *Bilke.*

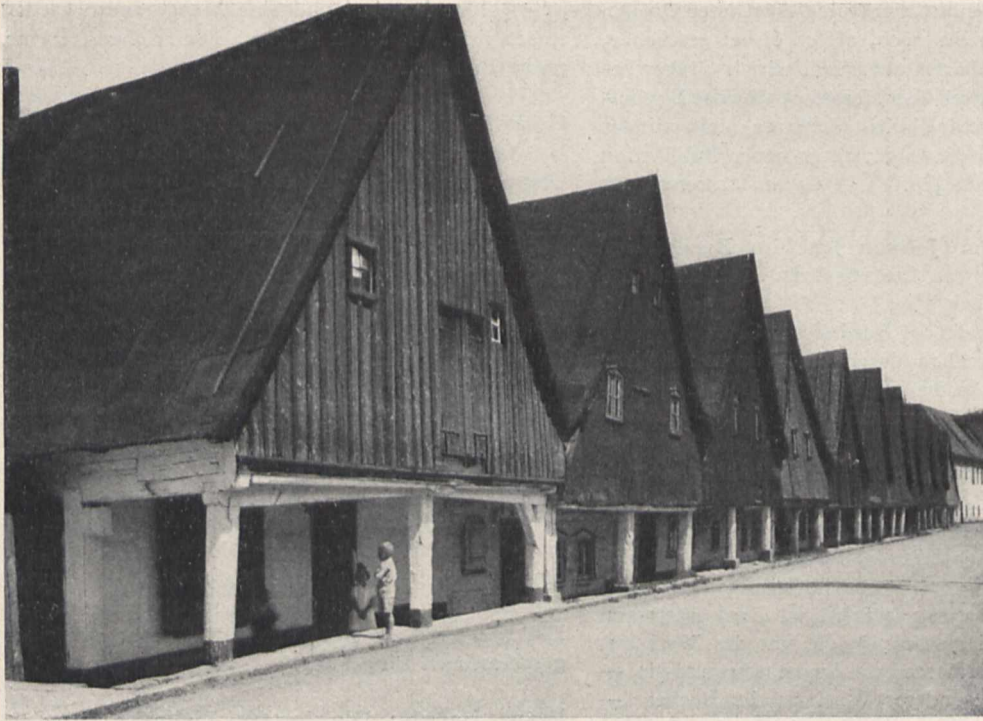
Franz Herwig: Die letzten Zielinski. Roman. Bergstadtverlag. Breslau. 1929.

Diese Geschichte ist ein sehr interessanter Versuch. Der Verfasser schildert den Untergang einer polnischen Adelsfamilie (lange vor dem Kriege) und verquickt damit Probleme des Nationalbewußtseins und der ewigen Fremdheit der Völker untereinander. Vielleicht ist manches ein bißchen zu kraß und grell und darum gerade wieder ein bißchen unwirklich. Das Mißverstehen, das Aneinander-Vorbeireden von Menschen, die verschiedenen Ländern angehören, kommt sehr gut heraus in dem Verhältnis der polnischen Heldin und einem Deutschen, die sich lieben und sich doch nicht eine Minute ihres Lebens richtig verstehen. Eine bittere und harte Geschichte, die sehr nachdenklich macht. *AV.*

Wolfgang Wientzek, Land und Volk um den Annaberg. Unser heiliger Berg, der Annaberg. Habelschwerdt, Franke (1931). 200 und 108 S. 2,00 RM und 1,20 RM.

Diese beiden schmucken Ländchen, die einer Sammlung „Für stille Stunden“ angehören, enthalten eine Anzahl fein empfundener, in künstlerisch sorgsam geprägter, von echtem Gefühl getragener Sprache geschriebene Skizzen, Erzählungen, Märchen, Sagen, Stimmungsbilder und auch einige Gedichte. Alle sind Zeugnisse für die heiße Liebe, mit der der Verfasser seine Heimat Oberschlesien umfängt, das alte, fromme, kernhafte Oberschlesien, das noch nicht der Industrie verfallen, in dem vielmehr der Bauer noch am Boden hängt und ihn heilig hält. Voll gläubiger

Blockwerkhäuser in Schöenberg



Phot. Fritz Wiedermann

Innigkeit und Hingabe lebt und webt der Dichter in dieser seiner Heimat. Seine Landsleute werden die Büchlein mit freudiger und herzlicher Anteilnahme lesen, weil sie sich selbst darin wiederfinden, und den Landfremden werden sie die Augen dafür öffnen, daß Oberschlesien nicht nur das öde, trübe Land der Kohlen, Schächte und Hütten ist, sondern eine Landschaft mit ganz eigenem Zauber und bewohnt von Menschen, die an Reichtum des Gemüts hinter keinem anderen deutschen Stamme zurückstehen, auch wenn sie zweisprachig sind.

H. J.

Eine Gesamtausgabe Johann Christian Günthers. Unter dem Titel „Liebesgedichte und Studentenlieder“ hat Wilhelm Krämer als ersten Band einer siebenbändigen Gesamtausgabe zum ersten Male die gesamte Liebeslyrik Johann Christian Günthers historisch-kritisch zusammengestellt. In reizvollster Lebendigkeit und überraschender Realität erstehen so aus diesen 140 Liebesgedichten die fünf Frauen, die den kurzen Lebensweg des Dichters zu vorübergehendem oder längerem Verweilen kreuzten: die frühverstorbene kindhafte Johanna von Kotulinski, Anna Rosina Lange, die Leipziger Leonore, Johanna Barbara Littmann und Magdalene Eleonore Jachmann, die am leidenschaftlichsten Geliebte. Ihr gelten die schönsten dieser Liebesgedichte, die vom ersten Begegnen an alle Stadien dieser Liebe begleiten: Sehnsucht, drängende Sinnlichkeit, stammelnde Bitte,

quälende Eifersucht, selige Erfüllung und verzweifelte Klage wilden Abschiedsschmerzes. Sie sind von einer hinreißenden Erlebnisintensität erfüllt, sie spiegeln in immer sich steigernder lyrischer Ausdrucksfähigkeit alle Lust und Qual, Stolz und Demut, Empörung und Reue, sie sind zynisch, zweideutig anspielend und zerknirscht und voller Selbstanklage. Damit heben sie sich aber zugleich weit heraus aus ihrer literarischen Umwelt des Spätbarock, das an Stelle dieses inbrünstigen Erlebens und Bekennens nur scharfen Intellekt, kühles Wissen und blutlose Phantasie in einem aufgeschwellten erhitzten Stil zur Dichtung formte.

Unbeschwert von Anmerkungen und kritischen Erörterungen vermag sich jeder der hinreißenden Leidenschaft dieses Liebesbekenntnisses hinzugeben. Für den Literarhistoriker aber steht hinter dieser scheinbaren Selbstverständlichkeit eines lyrischen Liebesbreviers eine imponierende Leistung philologischer und literarhistorischer Forschung. Der letzte Band der Ausgabe wird erst im einzelnen den Einblick in die entsagungsvolle jahrelange Forscherarbeit gewähren, die die vorliegenden Gedichte in dieser Reihenfolge und in dieser Textgestaltung zum Abdruck brachte. Fehler, die seit Jahrzehnten die Günther-Philologie belasteten, sind hier endlich verbessert, mit einer üppig wuchernden literarhistorischen Legendenbildung wird endgültig aufgeräumt. Einen kleinen Einblick in die Fülle der dabei zu lösenden Probleme und die

Schwierigkeiten der dazu nötigen Vorarbeiten gewähren bisher nur drei Aufsätze des Herausgebers (Euphorion 1928, S. 552/78; Germanisch-Romanische Monatshefte 1930, S. 336/54 und 403/26). Aus ihnen gewinnt man die Gewißheit, daß die Gesamtausgabe den strengsten Anforderungen an philologische Akribie, an psychologisch-ästhetisches Einfühlungsvermögen und zeitgeschichtlich soziologische Erkenntnisse standhalten wird. Damit wird aber die Ausgabe zugleich zu einer „Rettung“ Günthers werden. Sie wird das Werden einer Gestalt sichtbar machen, die nach den Worten Krämers „nichts mehr zu tun hat mit der Zerfahrenheit, Zügellosigkeit und Verwilderung eines genialen ‚Bohimiens‘ und ‚verlotterten Genies‘“.

E. Merker.

Neue Forschung zum schlesischen Literaturbarock.

In alten Literaturgeschichten stand zu lesen, daß das 17. Jahrhundert die Zeit des Tiefstandes unserer Dichtung gewesen sei. Es habe damals zwei schlesische Schulen gegeben, in der ersten habe Opitz neue Regeln gelehrt, als Vertreter der zweiten hätten Lohenstein und Hofmannswaldau schwülstige Dramen geschrieben. Daß diese Bewertung ein schweres Unrecht gegen schöne Zeugnisse vergangener Dichtung darstellt, weiß man schon seit Jahrzehnten; Max von Waldberg ist in berühmt gewordenen Arbeiten für die Kunstformen der Barockzeit eingetreten, Georg Ellinger, H. H. Borchardt und Max Hippe haben uns in gewichtigen Monographien gezeigt, was für reiche und starke Persönlichkeiten insonderheit Schlesien während des Dreißigjährigen Krieges aus sich entlassen hat. Im letzten Jahrzehnt hat die Forschung vier neue starke Impulse erfahren, von denen zwei der allgemeinen Erkenntnis der Barockliteratur, zwei andere in engerem Sinne vorzüglich der schlesischen Dichtung der Zeit zugute gekommen sind.

Die Umorientierung begann mit Fritz Strichs berühmter Abhandlung über den Stil der Barocklyrik, einer heute überholten, dennoch als Anstoß nicht zu missenden Arbeit, die unter Nutzung der Kategorien Wölfflins die Einheitlichkeit des barocken Stiles aufzuweisen trachtete. In größeren Ausmaßen versuchte Herbert Cysarz die Tendenzen des Jahrhunderts greifbar zu machen; man hat sein Buch eine „kühne Vorwegnahme“ genannt und damit Schwäche und Güte des Werkes klar bezeichnet. Aus Strichs und Cysarz' Versuchen einer neuen Gesamtüberschau entwickelten sich die Arbeiten zu einer neuen Chronologie des ganzen Zeitalters, an der in erster Reihe die Forscher Carl Viëtor, Günther Müller, Richard Alewyn und E. Cohn beteiligt sind: Alewyn durch seine vorzügliche Analyse der Antigone-Übersetzung des Opitz mit der Herausstellung einer Zeit des „vorbarocken Klassizismus“, Cohn durch sein Buch über den Gesellschaftsroman, das als erstes die kulturführenden

Schichten der Zeit zu bestimmen suchte, Günther Müller, der nicht nur in Walzels Handbuch eine allgemeine Literaturgeschichte des Barock und in seiner Geschichte des deutschen Liedes gewichtige Ansätze zu neuen Betrachtungsweisen beigebracht, sondern auch (im Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1929) die Eigenart des Barockromans untersucht und hierbei den Herzog Anton Ulrich entscheidend Lohenstein gegenüber gestellt und in einer größeren Arbeit „Höfische Kultur im 17. Jahrhundert“ die gesellschaftliche Bindung der Barockdichtung herausgearbeitet hat, Viëtor endlich, indem er in seinem Werke „Probleme der deutschen Barockliteratur“ (Leipzig 1928) die Gesamtheit der neuen Fragen abgeschritten und das schwierigste Problem, das der Verbindung von Mystik und Literatur, klar exponiert hat. Aus allen diesen Arbeiten, die der gesamten deutschen Barockliteratur zugute kommen, zeigt sich bereits die außerordentliche Bedeutung der schlesischen Literatur für die neuen Fragestellungen. Der Gesichtspunkt des Eigenwertes der Dichtung unserer Heimatprovinz wird besonders klar, wenn man die eben genannten Schriften mit Josef Nadlers Versuch einer stammesgeschichtlich und landschaftlich orientierten Literaturgeschichte vergleicht. Deutlich unter dem Einfluß der neuen Forschungen hat Nadler die Chronologie der schlesisch-lausitzischen Dichtung in der zweiten Auflage seiner großen Literaturgeschichte neu bestimmt. Um 1600 wird Schlesien „mündig“; der Humanismus, jahrzehntlang Fremdgut, wird Eigengewächs, und die schlesische Dichtung des 17. Jahrhunderts erscheint als Ergebnis zweier „Lösungsversuche“, von denen der eine an die Tat des Opitz, der andere an die Jakob Böhmes anknüpft. Damit ist an einen der wichtigsten Zusammenhänge gerührt: Man hat erkannt, daß die schlesische Barockdichtung nur im Zusammenhange der Mystik der Zeit begriffen werden kann. Hier liegt die Bedeutung der religions- und sektengeschichtlichen Arbeit zur Barockzeit, die an die Namen Erich Seeberg („Zur Frage der Mystik“, „Gottfried Arnold“), Heinrich Bornkamm („Luther und Böhme“), Paul Hankamer („Die Sprache im 16. und 17. Jahrhundert“) und zuletzt Will-Erich Peuckert („Die Rosenkreutzer“, „Jakob Böhme“, „Paracelsus“, „Von schwarzer und weißer Magie“) anknüpft.

1929 hat Hans Heckel den ersten Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ erscheinen lassen, das erste zusammenfassende Werk, das die literarische Entwicklung der Heimatprovinz behandelt, und zudem die erste Arbeit, die vorsichtig und klug abwägend die Ergebnisse der neuen Arbeitsweisen berücksichtigt. Was Müller und Viëtor aus den ersten wagemutigen Ansätzen von Strich und Cysarz gemacht haben, was Nadler Neues sehen gelehrt hat, und was wir von den Ergebnissen der neuen Forschung zu den religiösen Sonderentwicklungen in die Geistes-

geschichte zu übernehmen haben, all das klingt, wenn auch zurückhaltend und vorsichtig aufgenommen, in Heckels Buch wieder.

Die großen neuen Ansätze verlangen viel neue Einzelarbeit. Zunächst hat man gesehen, wie notwendig es ist, verschüttetes Gut neu zu bergen. So werden von verschiedenster Seite her Editionsabsichten verwirklicht. Günther Müller hat die liebenswürdigen Zeugnisse später Gesellschaftsdichtung, des Hans Afßmann von Abschätz lyrische Gedichte in der jetzt von Ernst Beutler geleiteten Reihe: Neudrucke deutscher Literaturwerke (Niemeyer Halle, 1929) veröffentlicht. An derselben Stelle hat Willi Flemming, der auch in dem großen Sammelwerk „Deutsche Literatur“ das „schlesische Kunstdrama“ bearbeitet des Gryphius „Katharina von Georgien“ herausgegeben. In gleichem Zusammenhang darf der Referent auf seine Bemühungen um die Edition der Werke Daniels von Czepko (Breslau, Priebatsch) verweisen. Auf einen weiten Leserkreis rechnet die bei Juncker u. Dünnhaupt in Berlin erschienene schmale Auswahl „Deutsche Barocklyrik“ von Martin Sommerfeld, die über alle bisherigen Anthologien ihrer Anlage nach Motiven wegen weit hinausführt und in großen Partien Schlesien zugute kommt.

Eine Fülle von Material bergen große Sammelwerke: Der dritte Band der schlesischen Lebensbilder (Verlag Korn, Breslau) und der vierte Band des literarwissenschaftlichen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft (Herausgeber Günther Müller) geben einen guten Überblick über die heutige Situation der Barockforschung.

Auch an Einzelarbeiten ist kein Mangel. Auf die großen Schriften über Scheffler (Ellinger) und Gryphius (Mannheimer und Flemming) sind eine Reihe interessanter Einzeldarstellungen gefolgt. Zu den an dieser Stelle bereits angezeigten Büchern von Schindler über Scultetus, von Hildburgis Gies über den „Cherubinischen Wandersmann“ und von Epstein über Apelles von Löwenstern treten in jüngster Zeit drei in den „Germanischen Studien“ (Berlin bei Ebering) erschienene Bücher. Luise Laporte versucht, an vielen Stellen allzuforsch, die Barockqualitäten von Lohensteins Riesenroman „Arminius“ zu bewältigen. Walter Jockisch will auf Grund der neuen Methoden Gryphius' Situation im Literaturbarock umreißen, ohne freilich dem äußerst schwierigen Problem bis ins letzte nachzugehen, Rudolf Ibel schließlich weiß, vom Formproblem ausgehend, Hofmann von Hofmannswaldau und von ihm aus die Haupttendenzen der schlesischen Barockdichtung in überraschender, wenn auch häufig zum Widerspruch herausfordernder Weise zu charakterisieren.

Abschließendes kann heute über die neuen Ergebnisse der Forschung zur schlesischen Literatur des 17. Jahrhunderts nicht gesagt werden, die Dinge sind allzusehr im Fluß, als daß die Endergebnisse bereits

vorweggenommen werden könnten. Daß aber die Heimatprovinz und ihre größte Zeit wieder zur Geltung kommen und ein Hauptstoff der Forschung sind, kann uns mit Freude erfüllen. *Werner Milch.*

Will Erich Peuckert. Das Leben von Theophrastus Paracelcus. Nach den Quellen erzählt. Verlag von Eugen Diederichs in Jena 1928.

Ein Buch, das wie dieses auf alten Quellen beruht, kann man in zweierlei Art besprechen. Man kann es rein wissenschaftlich untersuchen, und man kann sich fragen, welchen Wert diese alten Dinge heute für uns haben, wie weit der Verfasser es verstanden hat, sie für uns lebendig zu machen. Auf eine wissenschaftliche Untersuchung kann ich hier nicht weiter eingehen. Ich kann nur mit tiefem Respekt feststellen, daß eine Unsumme von Arbeit in dem schmalen Bändchen steckt. Also inwieweit kann uns Paracelcus heute interessieren? Nun, wen interessiert heute Magie und Mystik nicht? Und was könnte dann interessanter sein, als das Leben und Wirken des großen Arztes und Mystikers Paracelcus, der vielen als das Urbild des Faust gilt? Peuckert gibt es direkt und unverhüllt, in der Sprache seiner Zeit. Er meistert diese altertümlische Sprache mit einer Leichtigkeit und Einfachheit, daß sie überall natürlich und selbstverständlich klingt, niemals gewollt und gekünstelt. Je weiter man im Lesen kommt, desto mehr spürt man, daß man diese Geschichten nur in dieser Sprache erzählen konnte, wenn man sie nicht gewaltsam modernisieren und verfälschen wollte. All die Wunderlichkeiten und Seltsamkeiten, die Zauberei und sonderbaren Anschauungen über die Natur, die wie schöne alte Märchen sind! Und nicht nur wie Märchen. Sie sind darunter und dazwischen in jedem Satz erfüllt von wundervoller, uralter, unvergänglicher Weisheit. Peuckert ist ganz tief in den Geist des Paracelcus eingedrungen, so tief, daß er fast mit ihm identifiziert scheint. Es ist, als reiche er uns Becher um Becher aus einer lebendigen Quelle, die tief verborgen aber noch immer reich und unerschöpflich sprudelt. *A. V.*

Alfred Hein. Eine Kompagnie Soldaten in der Hölle vor Verdun. Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W. 1929. *A. V.*

Dr. P. Stuker, Drehbare Sternkarte des nördlichen Sternhimmels. Mit einer Anleitung zum Gebrauch der Karte und einem Deklinationsstreifen. Stuttgart, Francksche Verlagshandlung.

Die Orientierung mit dieser Sternkarte wird durch die geschickte Anordnung eines drehbaren Horizonts sehr leicht gemacht. Sie zeigt die in jeder Nacht des Jahres sichtbaren Sterne, so daß man sich, z. B. vom großen Bären oder einem andern bekannten Sternbild ausgehend, über alles andere leicht unterrichten kann.

JUGEND UND HEIMAT



Theodor v. Gosen
Kinderbildnis

Mein erster Flug

Von Oberprimaner Kurt Prasse, Neumarkt.

Ende vorigen Jahres sollten wir, d. h. die Unterprima des Neumarkter Gymnasiums, einen größeren Aufsatz schreiben, wobei das Thema uns freigestellt wurde. Ich wählte mir den „Luftverkehr“ als Thema, und da es mir an Material fehlte, schrieb ich kurz entschlossen an den Leiter des Breslauer Flughafens, Herrn Direktor Schroeder, der mir auch freundlicherweise Bücher und Zeitschriften zur Verfügung stellte. Für meinen Aufsatz erhielt ich von der Deutschen Lufthansa als Prämie einen Freiflug von Breslau nach Hirschberg und zurück. So ging mein sehnlichster Wunsch, einmal zu fliegen, in Erfüllung.

Es ist ein schöner, ruhiger Maienmorgen, ideales Flugwetter. Unser Flugzeug nach Hirschberg liegt start-

bereit auf dem Gandauer Flughafen. Schnell sind die Abfertigungsformalitäten erledigt, dann steigen wir fünf Passagiere ins Flugzeug. Da nur vier Kabinenplätze vorhanden sind, setzt sich einer neben den Führer. Nun wird der Propeller angeworfen, der Motor fängt zu brummen an, und schon rollen wir über das Feld. Jetzt ist der Augenblick gekommen: das Flugzeug löst sich langsam vom Erdboden, wir fliegen. Nach kurzer Zeit ist Breslau unseren Blicken entschwunden, und das schlesische Flachland liegt zu unseren Füßen.

Wir sehen die Landschaft wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet, ein wundervoller Anblick. Alle Gegenstände sehen wie Kinderspielzeug aus. Unter uns fährt ein Auto von der Größe einer Streichholzschachtel, jetzt können wir einige Menschen auf der Landstraße beobachten. Die Gegend wird langsam hügliger, und nach kurzer Zeit tauchen die noch mit Schnee bedeckten Gipfel des Riesengebirges auf. Wir fliegen schon eine halbe Stunde, in einer Viertelstunde sind wir also in Hirschberg. Da taucht auf einmal eine größere Stadt vor uns auf. Soll das schon Hirschberg sein? Tatsächlich, denn das Flugzeug geht langsam herunter, jetzt überfliegen wir in geringer Höhe den Bahnhof und schon kommt der Flugplatz in Sicht. Ruhig setzen die Räder auf dem Erdboden auf, rollen noch kurze Zeit auf dem Felde entlang, dann halten sie an. Unser Ziel ist erreicht.

Nach drei herrlichen Tagen im Riesengebirge wird der Rückflug angetreten. Diesmal weht ein kräftiger Wind, und im Norden steht eine drohende dunkle Wolke am Himmel, so daß wir schließlich noch in ein Gewitter geraten können. Ein letzter Blick noch nach dem Riesengebirge, dann entschwindet es langsam unseren Blicken. Unser Flugzeug hat ziemlich mit dem Winde zu kämpfen und fliegt nicht mehr so ruhig wie auf dem Hinfluge. Wir halten uns nach Osten, lassen den Zobten rechts liegen und sehen bald am Horizont das Häusermeer Breslaus auftauchen. Nach kurzer Zeit sind wir im eleganten Gleitflug in Gandau gelandet.

Der Flug hat mir sehr gut gefallen und mir gezeigt, daß das Flugzeug das idealste Beförderungsmittel ist, das in sich Bequemlichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit vereinigt. Durch eigene Erfahrung kann ich bestätigen, daß man im Flugzeug das größte Sicherheitsgefühl hat und die berühmten „Papierdüten“ nur in der Sage eine Rolle spielen.

Schlesisches S!mmelreich

Schlesische Toleranz

Gustav Freytag, der Klassiker deutscher Kulturgeschichte, nennt seine schlesischen Landsleute in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit so recht bezeichnend ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn und einem weichen Gemüt. Auf dem Boden einer gutmütigen Art und eines weichen Gemüts gedeiht, wenn auch oft unbewußt, die große und schöne Eigenschaft der Duldsamkeit und Verträglichkeit, auch in religiöser Hinsicht, und aus dieser Einstellung sind so manche kleinen Geschichten zu erklären, die einem Landstriche und seiner Bevölkerung zu Segen gereichten und im Gedächtnis des Volkes fortleben. Im Städtchen Wartenberg ist ein neuer evangelischer Geistlicher angetreten, der als Inventar der Pfarrstelle von seinem Amtsvorgänger auch einen hochbetagten Küster vorfand, ein Faktotum von altem Schrot und Korn. Am selben Ort befindet sich eine katholische Wallfahrtskirche, aus der am Annenfest der feierliche Umzug eines uralten Muttergottesbildes stattfindet. Am Vorabend des St. Annentages sieht der junge Pastor, wie der alte Küster die zwei Bilder von Luther und Melanchthon aus der Schulstube abnimmt und sie eilends davonträgt. Auf die Frage: wohin denn damit, meint der alte Küster: „Nu, dee komm doch zum Herrn Pfarrer für die Prozession, das hat der selige Herr Pastor K. immer so gehalten. Die letzten zwanzig Jahre sein die immer mit rumgetragen worden.“ Und so war's gewesen: die beiden Geistlichen, alte duldsame Freunde, im kleinen Städtel miteinander alt geworden, hatten dem Mangel an Prozessionsfiguren und -bildern dadurch abgeholfen, daß der katholische Pfarrer vom evangelischen Pastor sich die Öldrucke Luthers-Melanchthons borgte, die den Umzug „verschönen“ halfen.

In einem Karmeliterkloster in dem alten Städtlein Freystadt waren zwei Mönche, die, wie auch der Pater Prior und alle übrigen, mit dem evangelischen Geistlichen des Ortes auf bestem Fuße standen und ihn oft besuchten. Einer der beiden Mönche wurde eine Zeitlang Bruder-Prediger und bat seinen evangelischen Amtsbruder ganz seelenruhig, ihm ein gutes Predigtbuch zu borgen. Der gab ihm Baumgartens Predigten, und der Bruder Prediger erbaute seine Gemeinde aus dieser protestantischen Quelle, indem er sehr praktisch bemerkte, das Predigtbuch wäre gut, er brauche nur das Nötige von den Heiligen hinzuzufügen.

Dieser Mönch war von unglaublicher Dicke und die heiterste Seele der Welt. Eines Abends besuchte ihn der evangelische Pastor, wie er das öfter tat, im Kloster. Es war schon dämmerig, als er in seine Zelle trat; sie war ganz verdunkelt durch seine kolossale Figur, die sich zum Fenster hinauslehnte und dessen ganze Öffnung ausfüllte. Nach der Begrüßung dauerte es noch eine Weile, ehe er sich hereinwuchtete, und der Pastor bemerkte, daß er aß. Als er endlich vor ihm stand, bat er mit seinem feinen Lächeln um Entschuldigung und fügte hinzu: „Heute ist nämlich nur ein halber Fasttag, nämlich nur im Kloster, und gerade heute hat mir die Frau Fleischer G. ein so appetitliches Würstchen geschickt, da habe ich's halt zum Fenster hinaus gegessen.“

Am größten Fest des Ordens, dem Scapulierfest, luden die Patres die Honoratioren der kleinen Stadt zu einem solennen Mahle, ohne Unterschied der Konfession, ein. Auch die evangelische Geistlichkeit. Nach dem Essen mußte der Pater Prior noch einen kurzen Gottesdienst halten. Sein evangelischer Amtsbruder bat, seinem jungen Kollegen nach Tische einmal die schöne Orgel der Klosterkirche zeigen zu dürfen. Dort fanden die beiden Herren den Bruder Orgelspieler in süßem Schlummer. Inzwischen begann unten vor dem Altar der gute Pater Prior zu intonieren, und nun konnte der gemütsvolle Amtsbruder von der anderen Seite es nicht verantworten, einen guten Freund im Stiche zu lassen. Der Pastor primarius setzte sich vor das Choralbuch und spielte, der jüngere zog die Balken und respondierte mit sonorer Stimme. Alles ging trefflich. Als sich die Herren wieder im Klostergarten mit ihren Gipspfeifen trafen, sagte der Prior: „Ich weiß nicht, was für ein Geist heute in meinen Bruder Orgelspieler gefahren ist, der hat gesungen wie eine Nachtigall!“ Das Rätsel wurde gelöst, und helllächelnd rief der Pater Prior aus: „Ei, ei, da muß ich ja die Kirche wieder weihen.“ Als auch dieses Karmeliterkloster, wie alle Klöster in Preußen, aufgehoben wurde, war das Bedauern der evangelischen Bevölkerung von Freystadt ebenso groß wie das der katholischen; denn diese guten Mönche hatten überall Freunde. Duldsamkeit und Verträglichkeit. Ist es nicht wie ein Klang aus einer anderen Welt, der zu uns herüber klingt in unsere streit- und leiderfüllte Zeit?

Edmund Glaeser.